ADRIAN

Salzburger

Volksspiele

1908

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze

Von

Karl Adrian

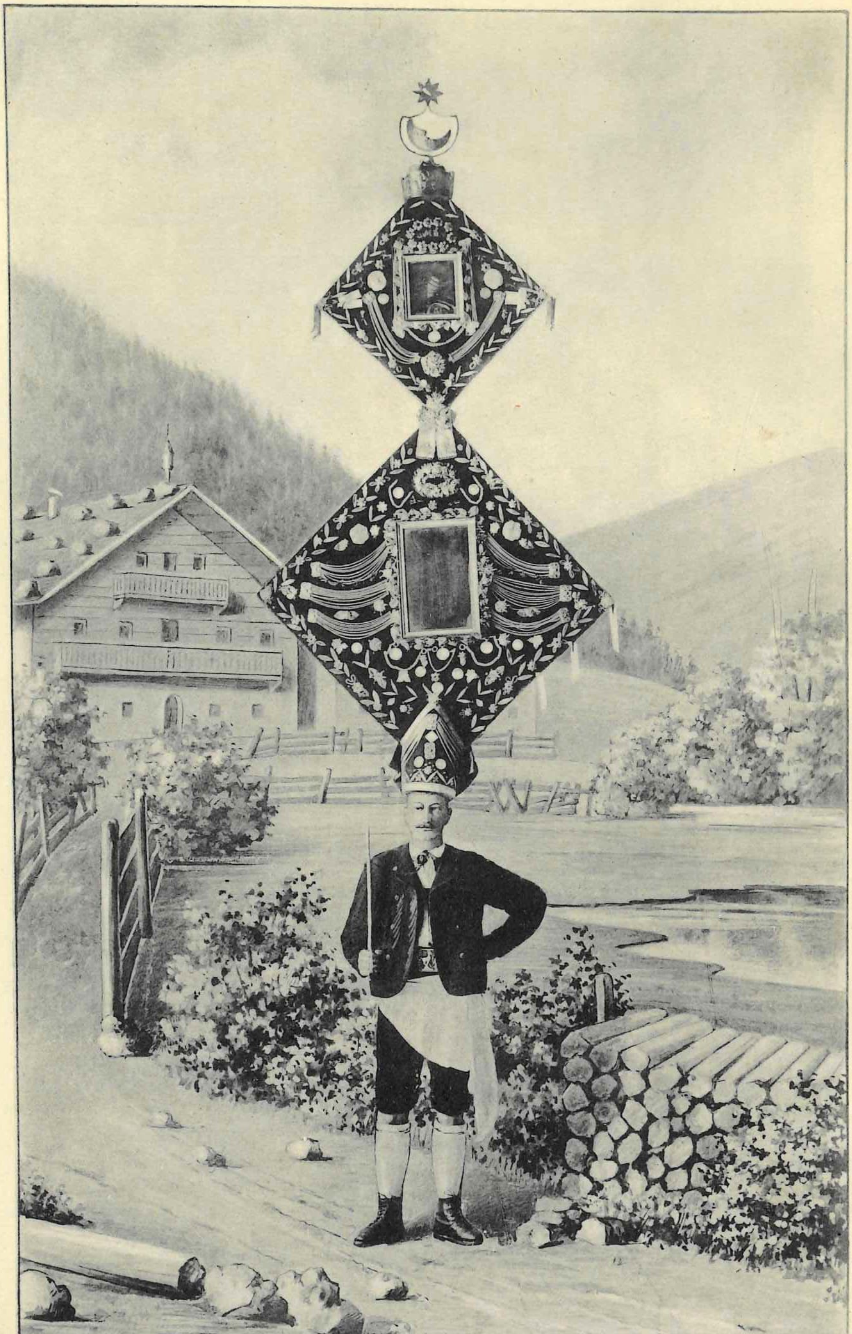
Mit 3 Lichtdrucktafeln, 9 Abbildungen und Noten im Texte

Salzburg

Alois Hilmar Huber

1908

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze



Pongauer Tafelpercht.

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze

Von

Karl Adrian

Mit 3 Lichtdrucktafeln, 9 Abbildungen und Noten im Texte

Salzburg
Alois Hilmar Huber
1908

Die Worte Goethes im Vorspiele zu „Faust“:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt’s, nicht vielen ist’s bekannt,
Und wo ihr’s packt, da ist’s interessant“, —

geben jedem Freunde der Volkskunde ein Leitmotiv mit auf den Weg, das ihn an die Quelle weist, wo er das ursprüngliche Volksleben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen und in seiner Eigenart zu suchen habe.

Der Verfasser, der sich mit dem Gegenstand schon seit Jahren beschäftigt, war nun bemüht, ein Stück heimischen Volkslebens im folgenden zur Darstellung zu bringen. Das wäre ihm aber sicher nicht in dem Maße gelungen, hätte er bei seiner Arbeit nicht eine so allseitige und tatkräftige Unterstützung erfahren, wofür er allen freundlichen Einsendern an dieser Stelle seinen besten Dank ausspricht. Sehr vieles, ja das meiste, was hier niedergelegt ist, entstammt Mitteilungen und Berichten, die ihm auf seine Anfrage und Bitte aus den verschiedenen Teilen des Landes zugekommen sind und deren Inhalt unmittelbar aus dem Leben geschöpft ist. Besonderer Dank gebührt den Herren kaiserl. Rat Dr. Alexander Petter und Schulrat Professor H. F. Wagner, welche dem Verfasser manche wertvolle Anregung und manch schätzbaren Fingerzeig gegeben haben.

Es ist selbverständlich, daß auch die bestehende Literatur in geeigneter Weise benützt wurde, ja bezüglich einzelner Kapitel nahm der Verfasser keinen Anstand, sie unter Anführung der Quelle wörtlich in die Arbeit aufzunehmen, weil sich vieles nicht besser und eingehender darstellen läßt, als es dort bereits geschehen und weil damit zugleich der Forderung der Vollständigkeit Rechnung getragen wurde.

Ausgehend von der Anschauung, daß jedes Spiel eine Sitte sei, hat sich der Verfasser gestattet, über diesen Rahmen hinauszugreifen und auch einzelne Sitten aufzunehmen, wie z. B. das Kracheislaufen, das Nasenstechen u. s. w., die streng genommen keine Spiele sind; da ihnen aber die

Begriffe Tätigkeit und Vergnügen innewohnen, so glaubt er dies damit gerechtfertigt.

Daß auch Spiele Aufnahme fanden, die dem Salzburger vielleicht als zu bekannt dünken, hat außer dem bereits früher erwähnten ferner noch darin seinen Grund, daß diese Abhandlung ja auch für viele nicht-salzburgische Leser bestimmt ist.

Die eigentlichen Kinderspiele wurden weggelassen, einerseits um den Raum nicht zu sehr zu überschreiten, anderseits um sie vielleicht später in gesonderter Darstellung zu veröffentlichen.

Noch eines Momentes muß der Verfasser in dieser Einleitung gedenken; es wäre immerhin möglich, daß sich der eine oder andere der Leser an der Derbheit einzelner der mitgeteilten Spiele und Vorführungen stoßen möchte, dessenungeachtet blieb aber nichts übrig, als die Vorkommnisse so darzustellen, wie sie der Wirklichkeit entsprechen, soll die Arbeit als Beitrag zur „Naturgeschichte von Land und Leuten" aufgefaßt werden können.

Der Gegenwart würde die dankbare Aufgabe erwachsen, einzelne schöne, alte Sitten, die Gefahr laufen, allmählig in Vergessenheit zu geraten, in verständnisvoller Weise zu pflegen und zu erhalten; ein Gedanke, der sich im Kreise der Gebildeten immer mehr Bahn bricht und der schon zum Teil in den verschiedenen Vereinen zur Pflege von Volkstracht, Volkskunst und Volkssitte, besonders im benachbarten Bayern, Verwirklichung erhielt. Der Verfasser schließt daran die Worte, die Koch-Sternfeld vor mehr als 70 Jahren geschrieben und welche dieser Idee in trefflicher Weise Ausdruck verleihen, indem der Genannte sagt:

> „Die Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit dieses Alpenvolkes, das sich mit Verstand und Witz der Freude, den Schauspielen und Festen so gerne hingibt, bedürfen nur einer leisen Lenkung zum Schicklichen; rücksichtslose Strenge verscheuchen sie in die tiefsten Täler und auf die Gebirge mit groben Ausschweifungen und zerstörendem Mutwillen." Und an anderer Stelle: „Je weniger unsere Bildung und Verfassung das gemütliche Leben begünstigt, desto sorgfältiger sollte man die Reste von Volksfesten mit bildender und schonender Hand zu veredeln suchen; Sinn und Sitten lassen sich weder verbieten, noch gebieten, sondern nur erziehen."

Kraftspiele.

Das Ranggeln.

Das „Ranggeln“ ist eine der ureigensten Leibesübungen der Pinzgauer. Bereits in frühester Jugend balgen sich die Kleinen, die Schuljugend betreibt diese Kunst schon regelrechter, endlich herangewachsen bildet sich der Bub möglichst fachgemäß aus, um nicht für eine „Lettfeigen“[1]) zu gelten. Dieses Kraftspiel hat nun seinerzeit Hutter im XXXIV. Bande der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde ausführlich geschildert; wir folgen seinen Ausführungen und ergänzen dieselben nur durch einiges, was dem Verfasser hierüber aus Dienten[2]) zugekommen ist.

„Aus dem Grund, daß für den jungen Pinzgauer das Ranggeln zu einer gewaltigen Passion geworden ist, mag es wohl geschehen sein, daß sich die sehnigen Pinzgauer Burschen alljährlich am Hundsstein am Jakobitag den 25. Juli ein Stelldichein geben, wo sie ihre Kraft und Gewandtheit gegenseitig messen.

Wenn man an diesem Tage morgens ungefähr 9 Uhr auf der obgenannten Bergspitze steht, — der Ringplatz befindet sich etwas unterhalb, — hört man von allen Windrichtungen die munteren Jodler und frohen Jauchzer, welche anzeigen, daß das kampflustige Volk nicht mehr fern ist.

Bald steigen sie die Anhöhe herauf. Vom Norden kommen die schneidigen Loferer in ihrer kleidsamen Tracht, den Hut mit einer mächtigen Hahnenfeder oder mit einem Spielhahnstoß geschmückt. Eine Trompete oder Klarinette schreitet ihnen voran, um ihren Einzug auf den Ringplatz zu verherrlichen. Gar mancher würde fragen, was so ein Federl auf einem Lofererhut kosten würde, aber es wagt es keiner, die kräftige Gestalt des Loferers gebietet Stillschweigen. Mit den Loferern kommen

---

[1]) Furchtsamer, unentschlossener Mensch.
[2]) Durch Herrn Lehrer Cippl.

die von Saalfelden, Alm und Hintertal. Von Osten her kommt Dienten, Goldegg und Gastein, von Süden Taxenbach und Rauris, alles schmucke Gestalten, denen man schon vom Gesicht ablesen kann, daß sie voll Kampfbegierde sind. Von Westen endlich kommen die St. Georgner, Brucker, Fuscher und die aus Ober-Pinzgau.

Haben sich die meisten Ortschaften, die zu erscheinen pflegen, eingefunden, so tritt ein Mann mit einer langen Peitsche unter die plaudernde Menge. Er schwingt die Peitsche erst über seinem Kopfe, allmählich läßt er jedoch den Arm tiefer sinken und da niemand mit dieser Peitsche in unangenehme Berührung kommen will, weicht alles zurück. Ist auf diese Weise der Ringplatz abgegrenzt, so werden die Schiedsrichter bekanntgegeben und der Ruf zum Kampf erschallt."

Diese Schiedsrichter führen im Volksmunde den sehr treffenden Namen „Schermtax", was in wirklicher Bedeutung Schirm- oder Wettertanne heißt. Zu dieser Würde kommt nur der, der durch viele Jahre hindurch sich auf dem Hundsstein den Preis erkämpft hat. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, beim Ringen selbst, wenn sie sehen, daß die Gegner in Zorn geraten, zu mahnen, den Einzelnen im Kampfe zu ermutigen und zu beraten; denn sie erkennen, infolge ihrer langjährigen Erfahrung, sofort die Schwäche des Gegners und machen ihre Leute aufmerksam, wo er zu fassen sei, damit er unterliege. Fast jede Rotte hat ihre Schirmtanne mit. Steub in seinen „Gasteiner Novellen" charakterisiert die letztere vortrefflich, indem er sie erzählen läßt: „Seit meinem 46. Jahre bin ich Schermtax und wenn die Buben anfangen und mit den Fäusten raufen wollen oder gar die Urschlauer „bodenarbeiten" und ich steh' auf und sag': „Genug ist's, laßt' ihn aus", so braucht's weiter nichts und sie lassen einander aus. Beim Ranggeln hat nie ein anderes G'satz 'golten, als ehrlich tun. Frischweg anschießen und gleich auf den Rücken niederschmeißen. Ist's nachher der Fall, daß zwei gleich gut sind und einer den andern nicht derzwingt, so sag ich: „Hört's auf, tut's dafür über's Jahr wieder, denn in einem Jahr ändert sich der Mensch oft nicht wenig. Und derjenige, der nicht ganz schön, wie sich's gehört, auf den Rücken hingeworfen ist, von dem kann man nicht sagen, er sei auf den Boden hingebracht worden."

„Mit fröhlichem Jauchzer", schreibt Hutter, „hüpft sofort eine Anzahl junger Kampflustiger in rupfenem Hemd, leinener Hose, die Strümpfe bis ans Knie über die Hose gezogen und ohne Schuhe auf den Ringplatz und es beginnt jenes Ziehen und Zerren, jenes Drücken und Rücken, das keine Feder beschreiben und kein Pinsel malen kann.

Wenn man meinen würde, beim Ranggeln handle es sich nur um Anwendung der größtmöglichsten Kraft, wäre dies ein Irrtum. Kraft ist notwendig, Hauptsache aber ist List und Schnelligkeit. Es gibt auch gewisse Vorteile „Würfe“ genannt, welche zur rechten Zeit angebracht, dem Gegner eine sichere Niederlage bereiten.“

Diese Würfe sind der Hauptsache nach der Stierer, der Kreuzwurfer und der Hacken. Beim Stierer sucht man den Gegner stoßweise zum Falle zu bringen, beim Kreuzwurfer verhelfen geschickte Verschlingungen der Arme zum Erfolge, durch den Hacken wird der Angegriffene in der Weise zu Falle gebracht, daß man den linken Fuß dem Feinde unterstellt, so daß derselbe beim Sturz auf den Rücken zu liegen kommt.

„Mit dem, daß von den beiden Rangglern einer auf den Boden liegt, ist der Kampf noch nicht zu Ende.

Gerade auf dem Boden beginnt oft die größte Schwierigkeit und Anstrengung, denn der Gefallene muß auch auf dem Rücken liegen und gar nicht selten kommt es vor, daß der auf den Boden Liegende eine kleine Unachtsamkeit seines Gegners benützt und ihn unter schallendem Gelächter der Zuschauer zu Falle bringt. Hat die Jugend sich ausgetobt, so betreten die Ranggler von Ruf den Platz. Da gibts schwere Arbeit, denn unter ihnen gilt es, wer „Hagmoar“ wird.

„Hagmoar“ wird aber nur der, der in drei Ringkämpfen, die er mit allen, die ihn dazu auffordern, unternimmt, nur je einmal oder nie zu Falle gekommen ist.

Hagmoar auf dem Hundsstein zu sein, ist für den Pinzgauer Ranggler die höchste Ehre, die er erreichen kann, heißt es ja soviel, als der flinkste Ranggler des ganzen Gaues zu sein.

Deswegen wird der Hagmoar, wenn er den letzten seiner Gegner überwunden hat, von allen Seiten mit Jubel begrüßt, sein Hut wird mit Federn geschmückt, er ist ein Gegenstand der Bewunderung für jung und alt, gar mancher Bauer schätzt es sich zur hohen Ehre, den „Hagmoar“ in seinen Diensten zu haben.“

Einen wesentlich anderen Charakter trägt das Ranggelfest bei der Kapelle am Jochberg, nahe der Grenze zwischen Tirol und Salzburg; Kürsinger berichtet darüber in seinem Buche „Ober-Pinzgau“ (1841) nachstehend:

„Der Maria Heimsuchungstag, d. i. der 2. Juli, ist das Hauptfest der Ranggler. Da strömet von Nah und Fern über die Berge viel Volkes zur Kapelle am Jochberg, wo Jahrmesse gehalten wird.

Ein feierliches Amt und eine Predigt von der Altane der Kirche

an das versammelte Volk gehalten, beginnt die Feier des Festes; während auf der nahen Ebene Kramladen und Buden bereit stehen und im Hintergrunde einzelne Kampfeslustige den Kampfplatz und die Beschaffenheit seines Bodens prüfen.

Kaum ist das Ite des Priesters erschollen, so geht alles bunt durcheinander, die Buden wimmeln von Käufern, die Trinkhütten sind für Bier- und Metdurstige zu klein und auf dem Kampfplatz bildet sich ein weiter Kreis von Tirolern und Pinzgauern, um dem Kampf mit gespannter Erwartung zuzuschauen.

Unter den Zusehern wird keine Weibsperson geduldet, eine recht löbliche Gewohnheit, da im heißen Kampfe oft ein Ringer das Hemd verliert und nur die Beinhose am Leibe haftet.

Immer nur ein Tiroler und ein Pinzgauer treten gegen einander und die Mehrzahl der Besiegten eines Volkes entscheidet am Schlusse des Festes, dem die Ermüdung ein Ende macht, den Sieg für die Pinzgauer oder Tiroler. Jeder einzelne Sieg bezeichnet das Freudengeschrei und Lachen der Zuschauer, jenes dem Sieger, dieses dem Besiegten, der sich mit verbissenem Unmut in der Menge verliert. Wenngleich oft die Kämpfer gegeneinander erbittert werden, so halten sie doch ziemlich fest an dem alten Ausspruche, daß keine Feindschaft, kein Haß, kein Zank dieses Volksfest nachträglich verkümmere."

Auch im Gasteinertal war einst das Ranggeln zu Hause und Dr. Muchar entwirft davon folgende Schilderung: „Das Herumstreichen lediger Burschen nächtlicher Weile an den Häusern und Fenstern schöner Dirnen und ihrer Auserwählten ist hier, wie überall, sehr gewöhnlich. Die Burschen geben dann ihr Dasein durch Jauchzen kund, welches ein anderer, der auch auf gleichem Weg ist, erwidert. Man näherte sich. Bald erschallte die Herausforderung: „Hosen an?" und die Annahme „Bund auch!" Nun folgt oft ein hitziger Kampf durch Hosenrecken, wobei einer den andern mit beiden Händen am Hosenbunde zu fassen, aufzuheben und niederzuwerfen trachtet oder durch Anrankeln, wobei beide Burschen sich niederbeugen, bei den Knien sich zu packen und niederzuschnellen streben. Am längsten hat sich das Hosenrecken erhalten. Alle Jahre strömte am Bartholomäustage eine große Volksmenge aus dem Gasteiner- und Salzachtale, aus der Rauris, aus Groß- und Kleinarl auf den drei Wallern in einem dazu ganz geeigneten, amphitheatralischen Talkessel zusammen.

Gruppenweise verteilt, saßen an den Gehängen herum zahlreiche Zuschauer, alt und jung und die munteren Dirnen aller benachbarten Täler,

alles voll Anteil an dem Geschicke ihrer Talgenossen beim beginnenden gymnastischen Kampf. Die Kampfspiele sind auf dem Hochlande der Alpen durch die Barbarei des Mittelalters in wilde Faustkämpfe verwandelt worden. Das Hosenrecken auf den drei Wallern endete selten ohne blutige Raufereien. Es ist bereits lange schon außer Uebung und nur die ältesten Greise wissen davon zu erzählen."

Eine Dichtung aus den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, von zwar sehr zweifelhaft poetischem Werte, aber ganz in der Auffassung jener Zeit geschrieben, beschäftigt sich ebenfalls mit der Darstellung dieses Kraftspieles und der Autor weiß in realistischer Weise die wichtigsten Momente desselben nicht übel zu kennzeichnen. Der Wortlaut ist folgender:

„Einer faßt den andern bei der Hose,
Macht sich dann gewaltig schwer,
Als wenn er ein Erdglobus wär.
So wird beiderseits gehoben,
Und mit Riesenkraft geschoben,
Bis der Schwäch're hingestreckt,
Händ und Füß' aufwärts reckt.
Indem Felsenwand und Wald
Vom Geschrei der Seher wiederhallt.
Prämensch heißt, der immer wirft und steht,
Alle nach und nach zu Boden dreht.
Ist das Hosenringen aus,
Eilt man flugs hinab nach Haus;
Wer dem Prämann folgt, der jauchzet viel,
Bei der Schandpartie ist alles still.
Endlich wäscht des Helden blaue Glieder,
Lohnend für den Sieg die schönste Dirne wieder."

Daß man sich auch an höchster Stelle für dieses Kraftspiel interessierte, davon bringt Steub in seinen „Gasteiner Novellen" einen Beweis, indem er eine Urkunde des Erzbischofes Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519) hierüber in eine seiner Erzählungen verflocht; dieselbe lautet:

„Leonhard von Gottes Gnaden, Erzbischof zu Salzburg, Legat des heiligen Stuhles zu Rom! Unseren Gruß zuvor Getreuer, Lieber! Wie im nächsthin abgewichenen Jahr an St. Jakoben des heiligen Zwölfboten Tag, das Hosenrecken auf dem Berg Hundsstein Deines anvertrauten Gerichtes gelegen mit Ruhe und Ordnung

geschehen und fürgegangen ist, so ist an Dich unser ernstlicher Befehl, daß im heurigen Jahr das Hosenrecken auf dem Berg Hundsstein am besagten Jakobentag wie vor Alters her gehalten werden darf, daß auch ein Preis geben wird von einem Pfund schwarzer Pfening. Fürder aber, wann es bei diesem Hosenrecken zu Trotz unseres Befehles ein Zank und Schlägerei entstünde, dieses Hosenrecken gar abzustellen wäre. Also hast Du daher nach unserem Willen und Befehl in Deinem anvertrauten Gerichte männiglich berufen zu lassen, damit die Untertanen und ledige Bursch sich darnach achten, an dem geschieht unser Will und Befehl. Gegeben in unser Stadt Salzburg am Montag Invocavit 1518. — Unsern edlen und festen, auch lieben und getreuen Hauptmann und Pfleger Sigemunden Grafen zu Schernberg und Taxenbach."

An anderer Stelle wird uns ein Hofratsbefehl mitgeteilt, dessen Inhalt wieder von einer mehr wohlwollenden Beurteilung dieses Kampfspieles seitens der Behörden Zeugnis gibt. Die Veranlassung war nach dem Amts- und Intelligenz-Blatt vom Jahre 1802 ein Ranggeln, das sich im Vorhause des Gasthauses zu Hollersbach abspielte und wobei einer der Gegner mit ganzer Schwere auf dem Pflaster auffiel, so „daß er sich nur taumelnd aufrichten konnte, dann blaß ward, sank — und starb". Der Vorgang hatte nachstehende Verordnung zufolge: „Man mißkennt nun den Vorzug nicht, welchen solche ländliche Spiele, die Leibesübungen beziehend, z. B. vor dem teuren Karten- und Kegelspiele in Wirtshäusern und abgelegenen Winkeln haben; nur müssen dieselben nicht in Häusern oder an andern gefährlichen Plätzen, sondern auf rasigem Boden in der Freie, mit der nötigen Vorsicht, Nachgiebigkeit und Nüchternheit geschehen. Diese Maßregeln sind bei solchen Spielen, wie das im Gebirge beliebte Hosenringen ist, um so mehr zu beobachten, als Raufereien, gebrochene Beine und Arme schon öfter die Folgen davon waren und daher ein hochlöblicher Hofrat bei Außerachtlassung der genannten Maßregeln zu einem gänzlichen Verbote derselben sich veranlaßt sehen dürfte."

Eine Sitte, die durch Jahrhunderte in Uebung ist wie das Ranggeln, ist so mit dem Volkscharakter verwachsen, daß sie sich auch in der Volkssage widerspiegelt. Im heimatlichen Sagenschatz[1]) finden wir einige Sagen, die sich mit dem Ranggeln beschäftigen; so z. B. fordert der Krimmler Riese Gäuner den Dornauer Riesen im Zillertal zum Rang-

[1]) Aus Freisauff „Salzburger Volkssagen".

geln heraus; doch der schickt nur seinen Buben, weil ihm die Sache zu leicht dünkt und Hans, so hieß der Junge, wußte den Gegner so geschickt zu packen und hinzuwerfen, daß Gäuner kein Glied mehr regte; er war tot. Den Vorwürfen des Vaters, daß er Gäuner gar getötet habe, entgegnete er: „Ja, mein Vater! I hätt' nöt g'moant, daß er nix da= leid'n kunt; i hatt'n eh net wegputzt. I han ihn nur a Bißl um d'Mitt' g'halt'n, da hat er glei 's Maul aufg'riss'n, hat an Schnaufer und an Schnapper tan und is woltan dastickt." Auch das Gerloser Bergmänn= lein, der „Norggl" ranggelt mit dem übermütigen und wegen seiner Stärke gefürchteten Melker auf der Hochkaseralm und der mußte die prah= lerische Herausforderung bitter büßen, denn er wurde am nächsten Mor= gen halbtot vom Kühbuben gefunden und in die Hütte gebracht. Nach= dem er sich langsam erholt hatte, wollte er Zeit seines Lebens vom Robblen nichts mehr wissen. Die berüchtigsten Ranggler aber waren die „eisernen Buben". Von diesen erzählt die Sage folgendes: „Auf der Schlapperstätte, einer Bergebene zwischen Oberpinzgau, Brixental und Jochberg, dann auf dem Hundsstein in der Hochfilzen kamen und kommen auf letzterem noch heute die stärksten Burschen zu ehrlichem Wettkampfe im Recken und Ringen zusammen. In früherer Zeit nun geschah es nicht selten, daß zu solchen Kampfspielen wilde Bursche kamen, die nie= mand bekannt waren und von welchen man nicht wußte, woher sie stammten. Wegen ihrer ungeheuren Stärke, die sie fast unbezwingbar machte und der nicht einmal mit schwarzer Kunst beizukommen war, nannte man sie im Volke „die eisernen Buben". Kam aber doch einmal der seltene Fall vor, daß ein solcher gestürzt und besiegt wurde, dann rächte er sich dadurch, daß er nachts den Hirten und Wanderern als Spuckgeist erschien und ihnen große Furcht einflößte."

Für die Verbreitung dieses Kraftspieles zeugen auch die vielen Namen von Oertlichkeiten, die nach Dr. Prinzinger[1]) an dieses Volksturnier erinnern, so Spielberg, Spielkogel, Spieljoch, Spieleck, Spielbühel, Spiel= alpen, Spielanger u. s. w. Als besondere Ranggelorte von einst, und auch selbst heute noch, wären zu nennen der Hundsstein, östlich von Zell am See, wohl der berühmteste von allen; weiter kommen die Burschen von St. Georgen, Bruck und Taxenbach am 24. Juni am Fürstauschachen gegenüber Grieß bei St. Georgen zum Hosenrecken zusammen; auch bei der Brücke in Fürth bei Kaprun wurde alljährlich geranggelt; zwischen Tirolern und Pinzgauern fand der Ringkampf bei der Kapelle im Joch=

[1]) Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landesk. Bd. XX.

bergwalde statt. Zu demselben Zwecke trafen sich einst die Burschen am Pfingstmontag auf der eine halbe Stunde von Saalfelden gelegenen Heide, die Tachsau genannt; das Hosenrecken bei den drei Wallern in Gastein am Bartholomäustag ist schon am andern Orte erwähnt; weiter sei noch der Tanzboden angeführt, ein Berg, von dem Hübner schreibt, daß sich dort das junge Volk aus Werfen in alter Zeit mit Spielen und Tanzen belustigte; derselbe nennt endlich auch noch den Sonntagskogl bei St. Johann im Pongau, auf welchem noch zu Ende des 18. Jahrhunderts alljährlich am Feste des heil. Johannes Ringspiele stattfanden.

Außerdem wird oft noch genug wild geranggelt; zur Herausforderung genügt dabei meist die nach vorne zeigende Zwing- oder Trutzfeder am Hute; wer zwei, drei Gegner nicht fürchtet, steckt wohl zwei, drei solcher Federn auf. Zahlreiche Vierzeiler[1]) haben weiter den Zweck den Gegner herauszufordern, so z. B.:

Dea Bua dea a Fedan trogt,
Dea Bua trogt schwa
Und hiaz mecht i no wiss'n,
Wia starch aß a wa.

En Untalandt unt'
Is a Heanl varöckt
Und en Obalandt ob'm
Hab'mts dö Födan aufg'stöckt.

Drei Unta, drei Oba,
Drei Fedan am Huat,
San unsa drei Brüda,
Tuat koanar a guat.

Hin übas Pinzga
Da baut ma dö Ruab'n,
Durchs ganze Land auf und a
Fürcht i koan Buabm.

Du hear ma auf z'singa,
Du lange Gagg'n,
Mit Dia tat i schmeiß'n
Und Finga hagg'n.

---

[1]) Süß „Salzburger Volkslieder".

Und Schneidt geit's an Pinzga
Net gnuag, laßt's enk saog'n
Und wo's dauſt aonö hab'mt,
Mecht i a gean dafraog'n.

Bei diesem wilden Ranggeln wird das weibliche Geschlecht als Zuschauer nicht geduldet, geradeso wie beim Jochberger Ranggeln, denn bei dem hartnäckigen Ringen geschieht es häufig, daß die Kämpfer den letzten Rest ihrer Kleider verlieren, was im Eifer des Kampfes nicht beachtet wird.

Ein mehr zu Schauzwecken dienendes Ranggeln findet auf der Schmittenhöhe statt. Dasselbe wird von der Sektion Zell am See des deutsch-österr. Alpenvereines veranstaltet und von den Rangglern aus den verschiedenen Teilen des Pinzgaues besucht; den Buben ist es dabei weniger um den Geldpreis zu tun, als vielmehr um das seidene Tüchlein; dieses ist nämlich zum Geschenk für ihre Schönen bestimmt, denn es steigert den Wert der Auserwählten aus verschiedenen Gründen im besonderen Maße.

Fingerhackeln und Faustschieben.

Das sogenannte Hackeln besteht darin, daß zwei Burschen vermittelst der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand sich aus der gefaßten Stellung zu ziehen und dadurch ihre Gewandtheit und Kraft zu zeigen suchen. Manchmal bedient man sich dazu auch eines Hackelringes, der die Verbindung zwischen den beiden Mittelfingern herstellt. Er ist kranzförmig aus einer dünnen, zähen Haftwurzel der Fichte geflochten. Schon in früher Jugend verlegt man sich mit Eifer auf dieses Spiel und es gilt für die größte Ehre, in einer Gemeinde für den versuchtesten Hackler angesehen zu werden.

Die gegenteilige Uebung ist das Faustschieben. Dabei wird die zur Faust geballte Hand mit dem Handballen fest auf den Tisch aufgestemmt und die Gegner suchen sich mit dem Aufgebot aller Kräfte aus ihrer Lage zu verdrängen.

Hiebei werden oft ganz bedeutende Preise ausgesetzt, beträchtliche Geldsummen, ja selbst Kälber und Kühe bilden den Einsatz.

Fuchs aus dem Loch jagen.

Vier Burschen stehen mit weitgegrätschten Beinen hintereinander, zugleich umfängt der Hintermann den Vorderen mit den Händen um die

Hüften. Vor ihnen kniet ein Bursche, sich mit den Händen dabei auf dem Boden aufstützend; dieser hat die Aufgabe, zwischen den gegrätschten Beinen der früheren durchzukriechen und er muß sich damit beeilen, denn hinter ihm schlägt einer mit einem dicken, strickartigen zusammengedrehten Tuch unbarmherzig auf seine Rückseite los. Wenn ihn nun gar die Burschen mit ihren Beinen festklemmen, so regnet es die Hiebe dicht herab und er hat Mühe sich durchzuarbeiten.

Fuchs durchs Loch treiben.

Ein Variante des vorhergehenden Spieles ist folgende. Eine Anzahl Burschen etwa 8 bis 12 stehen mit gegrätschten Beinen hintereinander. Einer macht den Fuchs. Dieser schlägt mit einem „Millibrettl", das in einem Kübel an der Seite des letzten aufbewahrt ist, nach vorausgegangenem Wirbel, diesem auf das Gesäß, wirft das Brettl rasch in den Kübel, lauft um die Reihe und schlüpft dann von rückwärts in die Höhle, das ist zwischen die gegrätschten Beine, kriecht durch und stellt sich vorne als erster wieder auf. Der Geschlagene ergreift sofort auf den erhaltenen Schlag das Brettl im Kübl und verfolgt den Fuchs. Gelingt es ihm, diesen vor seinem Verschwinden in der Höhle noch zu erwischen, so wird er mit dem Brettl ordentlich durchgewalkt. Erwischt er ihn nicht, so hat er das Nachsehen und er kann sich für die erhaltenen Schläge nicht rächen. Nun ist er der Fuchs, schlägt den Hintermann, läuft den Weg wie sein Vorgänger und wird von seinem Nachfolger verfolgt, wie er es selbst gemacht hat. Das nächstemal wird dieser der Fuchs, so kommt jeder an die Reihe.

Das Morschen oder Mödern.

Nachstehendes Kraftspiel beschrieb Gust. Zeller in der „Zeitschrift für Volkskunde — Berlin 1901". Derselbe erwähnt in der Einleitung, daß dieses Spiel am Abersee am Fuße des Schafberges üblich sei und meist auf einer Wiese in Gegenwart zahlreicher Zuschauer gespielt werde.

„Auf die Schultern eines aufrechtstehenden Mannes (A) setzt sich ein zweiter (B) derart, daß dieser seinem Partner den Rücken kehrt. A umklammert Füße und Schenkel des auf ihm Sitzenden, diesen so auf Schultern und Nacken festhaltend.

B läßt nunmehr seinen Oberkörper bei hochgestreckten Armen über des A Rücken herabfallen und schlägt mit geballten Fäusten wuchtig in in die beiden Kniekehlen des aufrechtstehenden A in der Absicht, diesen

zu Fall zu bringen. Trotz der auf ihm ruhenden Körperlast und trotz der Verschiebung des Gleichgewichtes, welche B durch das Fallenlassen seines Oberkörpers hervorbringt, ist hingegen A bestrebt, seine Kniesehnen möglichst straff anzuspannen, um so den dawidergeführten Schlag zu begegnen. Gelingt dem A dieser Widerstand nicht, knickt er mit den Knien ein, oder kommt derselbe gar zum Sturze, so sind seine Muskeln und Sehnen „morsch" oder „modrig" und daher der Name des Spiels."

Das Stockklieben oder Holzspalten.

In demselben Jahrgang der vorerwähnten Berliner Zeitschrift schilderte Gustav Zeller noch ein zweites Kraftspiel, das ebenfalls unter den gleichen Verhältnissen am Abersee gespielt wird, es ist dies das „Stockklieben." Der Vollständigkeit und seiner Eigenart wegen, möge es hier Platz finden.

„Zur Durchführung dieses Kraftspieles sind sechs Männer erforderlich, die sich in zwei gleich starke Parteien sondern.

I. Partei. Zwei Bauernburschen (A und B) liegen mit voll ausgestrecktem Körper neben-, besser gesagt aufeinander am Boden, so daß die Füße des A dem Kopfe des B gegenüber sind. Mit Armen und Händen umklammert jeder die Füße seines Partners und preßt sie mit voller Kraft an sich. Zwischen ihren Körpern, womit sie gleichsam einen Baumstamm oder Holzblock darstellen, liegt ein dritter Bursch (C), welcher einen in den Block eingedrungenen Keil bildet. Sein zwischen A und B eingeklemmter Körper ist möglichst spitzwinkelig abgebogen, so zwar, daß Kopf, Arme und Füße auf der einen Seite des „Baumstammes" vorstehen, während sein Gesäß auf der anderen Seite herausragt.

II. Partei. Weitere zwei Männer (D und E) fassen nunmehr den sechsten Mitspielenden (F) derart, daß sie je einen Arm und Fuß des F hochziehen, wodurch auch dessen Körper, ähnlich jenem des C in einen spitzen Winkel gebracht wird.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt das eigentliche Spiel, indem D und E den von ihnen gehaltenen Körper des F in schwingende Bewegung setzen, die gesteigert wird, bis der Unaussprechliche des F mit voller Wucht auf das Hinterteil des C stößt, welcher dadurch aus seiner Umklammerung durch A und B geschleudert werden soll.

Die größte Muskelkraft haben bei diesem Volksspiele die den Holzblock bildenden A und B aufzubieten, um ungeachtet des heftigen Stoßes, welchen C durch F empfängt, diesen zwischen ihren Körpern festzuhalten, die Spaltung des Holzes durch den Keil gleichsam verhindernd, während

C und F im wahren Sinne des Wortes eine leidende Rolle spielen müssen.

Ohne zerrissene Kleider, Verletzungen, ja selbst Blutvergießen geht es bei diesem Kraftspiele wohl selten ab."

Brückenschlagen.

Drei Burschen knien auf dem Boden, den Oberkörper vorgebeugt und durch die Arme gestützt. Ein vierter wird von zwei kräftigen Burschen an Armen und Füßen in die Höhe gehoben, um dann rasch auf den Hinterteil der Knieenden niederzusausen. Diese müssen auf den Anprall gefaßt sein, sonst liegen sie platt auf den Boden.

Löffel aufheben.

Ein Löffel wird ungefähr in die Mitte eines großen, viereckigen Tisches gelegt, den Stiel nach auswärts zeigend. Es handelt sich darum, denselben mit dem Munde aufzuheben und zwar in der Gleichgewichtsstellung, ohne dabei mit dem Oberkörper den Tisch zu berühren.

Auf einer Seite wird der letztere von mehreren Burschen niedergehalten. Der Aufhebende stützt sich auf der entgegengesetzten Seite mit beiden Händen auf den Tisch, geht über in den Unterarmstütz, gleichzeitig den Körper aufschwingend und versucht auf den Ellenbogen schwebend, den Löffel mit dem Munde aufzuheben. Nicht selten fällt dabei einer mit dem Gesicht auf den glatten Tisch zur großen Heiterkeit der Zuschauer.

In ähnlicher Weise erfolgt das Löffelaufheben vom Boden. Dasselbe geschieht im Liegestütz vorlings, wobei der betreffende sein ganzes Körpergewicht auf zwei hölzerne, auf der Kante aufstehende Teller, auf die er sich mit den Händen aufstützt, verlegen muß. Kippt eines der Teller um, so bleibt ihm nichts übrig, als unfreiwillig den Boden zu küssen.

Hütl tauschen.

Eine gewöhnliche, niedere Bank wird in die Mitte der Stube gestellt. Der Künstler setzt sich auf den Boden und legt seine beiden Füße bis zur Hälfte der Oberschenkel auf die Bank. Ein anderer setzt sich über des ersteren Knie auf die Bank und bildet so das Gegenüber des vorigen, während zwei weitere Burschen die über die Bank hinausragenden Füße des auf dem Boden Sitzenden festhalten.

Nachdem nun alles vorbereitet ist, erhebt der Künstler seinen Körper vom Boden, ergreift mit der einen Hand seinen und mit der andern

des Nachbars Hut und fängt an, dieselben fortwährend auf der beiden Köpfe umzutauschen, wobei ein Nebenstehender die Austauschungen zählt mit 1, 2, 3, 4, u. s. w.

Es kommt darauf an, wer die meisten Austauschungen zu machen im Stande ist, was nicht so leicht ist, da das gesamte Körpergewicht auf der Kraft der Beine ruht und die Uebung durch die fortwährende Bewegung der Arme noch bedeutend erschwert wird.

Strähnkatzen ziehen.

Einen Strähn (Bund) Garn oder in dessen Ermanglung ein geknüpftes Handtuch legen sich zwei Burschen, die am Boden knien und dabei den Oberkörper mit den Händen aufstützen, um das Genick und sich auf die Kraft des letzteren verlassend, versuchen sie sich gegenseitig vom Platze zu ziehen. Hiebei zieht der Stärkere den Schwächeren nicht nur quer durch das Zimmer, sondern selbst bei der Türe hinaus. Das Spiel ist aber in Bezug auf Gefährlichkeit nicht unbedenklich.

Das Holztriften.

Dieses Spiel ist gleich dem allerorts bekannten Fuchsprellen. Die langen Reihen der Burschen stehen einander gegenüber und jeder faßt seinen Gegner fest bei den Händen. Auf diese Händepaare wird nun der Bursche, der den Klotz vorstellen soll, gelegt; auf den Ruf 1, 2, ho-opp, werden die Hände gleichzeitig zuerst nach rechts und dann nach links geschwungen und zum Schluß der Bursche mit einem kräftigen Ruck in die Höhe gehoben und von Paar zu Paar geschupft. Es ist selbstverständlich, daß für den letzteren die Situation keine angenehme ist. Die Benennung dieses Spieles ist übrigens außerordentlich treffend, wer jemals der Frühlingstrift des Blochholzes an der Lammer z. B. zugesehen hat, der findet die größte Aehnlichkeit mit den vorerwähnten Bewegungen.

Das Turmbauen.

Dieses Spiel, welches sehr viel ähnliches mit den Pyramidenstellungen der Turner hat, war seinerzeit im Unterpinzgau um Lofer und Unken in Uebung.

Es wurde in folgender Weise ausgeführt. Sechs kräftige Burschen stellen sich mit dem nach innen gekehrten Rücken im Kreise zusammen. Auf ihre Schultern schwingen sich vier rüstige und auf diese wieder drei etwas leichtere Burschen. Diesen pyramidalen Gipfel erkletterte noch

einer und streckte im Handstand mit Stütz auf den Schultern der letzterwähnten die geschlossenen Beine senkrecht gegen den Himmel, um nach einer Weile im sicheren Schwunge auf den Boden abzuspringen.

Kesselspringen.

Drei Burschen stehen mit festaufgestemmten, gegrätschten Beinen Rücken an Rücken, die Arme ineinander gekreuzt und zugleich die Hände auf die Hüften aufgestützt. Hierauf nimmt ein vierter einen Anlauf und springt mit Aufschwung der geschlossenen Beine auf die Schultern zweier in den Knickstütz der Arme, die Füße dabei senkrecht emporgestreckt, um schließlich mit Ueberschlag nach vorne abzuspringen.

Radtreiben.

Das Radtreiben erfolgt in der Weise, daß 6 Burschen eng im Kreise zusammenstehen, mit dem Gesichte nach innen gekehrt. Der 1., 3. und 5. bleibt in kleiner Grätschstellung, der 2., 4. und 6. rutscht mit den Beinen nach innen, so daß sich die Sohlen dieser drei berühren; den Oberkörper zurückgeneigt, bilden sie gleichsam einen Trichter. Nun beginnen die äußeren nach rechts zu kreisen und immer schneller und schneller zu werden, dabei bringen sie auch die inneren in immer größeren Schwung, schließlich tauschen sie die Rollen. Es ist erklärlich, daß dieses Spiel einen bedeutenden Kraftaufwand fordert.

Das Purosselspringen.

Das Springen, diese altgermanische Leibesübung, fand auch bei den Bauernbuben unseres Gebirgslandes stets die lebhafteste Pflege. Es gab manchen, der über Tische und Zäune weg sprang, ohne sie im geringsten zu berühren und die oft gehörte Redensart, „er springt noch über neun Zäun", womit man einen gesunden, rüstigen Alten bezeichnet, mag darin ihre Wurzel haben. Eine der beliebtesten Formen des Springens ist das Purosselspringen, auch Pirosseln, Purisseln genannt. Dasselbe besteht darin, daß sich 10 oder 12 Burschen in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten in gerader Linie hintereinander aufstellen. Nach kurzem Anlauf springt der erste über den aufrechtstehenden Vordermann mit weit gegrätschten Beinen, so daß er dessen Kopf nicht im mindesten berührt. Hat er die ganze Reihe hindurch gesprungen, so folgt in derselben Weise der zweite, dann der dritte u. s. w. bis alle daran waren.

Laufspiele.

Das Laufen nach einem bestimmten Ziel gehört zu den beliebtesten Spielen unserer Jugend; nicht nur die Schuljungen sondern auch die heranwachsenden jungen Leute üben es gerne, in allen möglichen Abänderungen vom einfachen Wettlauf angefangen. So erzählt schon Spaur in seinem im Jahre 1800 erschienenen Buche „Reise durch Oberdeutschland“ aus der Loferer Gegend: „Bursche und Mädchen versammelten sich auf der Wiese, die Alten hatten sie paarweise in eine gerade Linie gestellt. Diese Paare banden sich ihre linke und rechte Hand fest zusammen und auf ein gegebenes Zeichen liefen sie nach dem ausgesteckten Ziele.“

Die fröhlichste Stimmung ruft das „Sack- und Hosenlaufen“ unter den Zuschauern hervor.

Das Sacklaufen ist eigentlich ein Sackhüpfen, denn der Läufer wird in einen großen Sack gesteckt und der letztere unter dessen Halse zugebunden; so bewegt er sich hüpfend vorwärts, fällt er zu Boden, so ist er natürlich verloren.

Beim Hosenlaufen hat man meist eigens dazu verfertigte Hosen; der eine Läufer steckt sein rechtes Bein in den linken, der andere umgekehrt, das linke Bein in den rechten Hosenfuß, so daß jeder ein freies und ein gebundenes Bein hat. Die Paare stellen sich nun in einer Linie nebeneinander auf, sobald das Zeichen erfolgt, laufen sie nach dem bezeichneten Ziel und wieder zurück und erhalten dann in der Reihenfolge ihres Eintreffens die ausgesetzten Preise. Dabei hat jedes Paar vor allem darauf zu achten, daß es den Gleichtritt beibehält; denn verliert es diesen, so hindert nicht nur einer den anderen am Laufen, sondern es kommen die beiden auch leicht zu Falle. Will man das Spiel erschweren, so gibt man ihnen auch einen Schiebkarren zur Hand, den jeder mit der entgegengesetzten Hand erfaßt und so vor sich herschiebt. Selbstverständlich ereignen sich dabei die komischesten Szenen, die eine stürmische Heiterkeit unter den Umstehenden hervorrufen.

Das „Tellerlaufen“ besteht darin, daß jeder Preiswerber mit mit einem hölzernen, frei auf den Kopf gestellten Teller läuft. Der Teller wird belegt mit einer Anzahl runder, weißer Rüben oder kugeliger Rettige und nun gilt es gravitätisch sicher zu laufen, um die leichtbewegliche Ware nicht abzuschütteln, sondern mit ihr das Ziel zu erreichen.

Beim „Tabaklaufen“ werden die Pfeifen frisch gestopft und

an der Auslaufstelle angezündet; nun sucht jeder Teilnehmer mit brennender Pfeife am Ziele anzulangen, eine Aufgabe, die ziemlich bedeutende Forderungen an die Lunge des Einzelnen stellt. Das Tabaklaufen erfolgt weiter in der Form, daß die Laufenden während des Laufes die Aufgabe haben, die frischgestopfte Pfeife in Brand zu bringen und mit der brennenden am Ziele anzulangen.

Das „Blindlaufen“ besteht darin, daß den Läufern, nachdem sie vorher das Ziel fest ins Auge gefaßt haben, beim Laufen die Augen verbunden werden.

Ein Laufspiel der Mädchen ist das „Wasserlaufen“, wobei dieselben ein nahe bis zum Rande mit Wasser gefülltes Schaff auf dem Kopfe tragen und ängstlich bemüht sind, das schwankende Element in seinen Grenzen zu erhalten. Auf dem Lande, wo die Leute gewohnt sind, viel und sicher auf dem Kopfe zu tragen, wird dieser Scherz hie und da ausgeführt. Wenn es nun dabei zu einer gründlichen, unfreiwilligen Taufe kommt, so erhöht das nur die Lust der Zuschauer. In ähnlicher Weise laufen auch die Buben, einen bis zur Hälfte mit Wasser gefüllten Weidling dabei in den Händen tragend.

Eine weitere Art des Laufens ist das „Stricklaufen“, welches darin besteht, daß den Teilnehmern ein 3 bis 4 Meter langer Strick durch Umschlingung an einem Beine angehängt wird; so muß er nun laufen und zugleich das Hindernis mit sich schleppen.

Das „Schubkarren-Rennen“ wurde in einer Form schon erwähnt, in der eigentlichen Ausführung erfolgt dasselbe in folgender Weise. Auf einem Schubkarren, hier auch Radelbock genannt, wird ein ungefähr 30 bis 40 Zentimeter langer Prügel gelegt, von etwa 10 Zentimeter Durchmesser. Jeder Teilnehmer am Rennen ist mit einem solchen Fahrzeug ausgerüstet. Nachdem alle in einer Reihe aufgestellt sind, beginnen sie auf ein gegebenes Zeichen dem Ziele zuzulaufen. Meist wird dazu ein holperiger, steiniger Weg ausgesucht und für jeden Preiswerber gilt als Bedingung, daß er mit dem Prügel auf dem Karren beim Ziele ankommen muß. Nach einigen Schritten aber wird bald der eine, bald der andere gezwungen zu halten, um sein teures Kleinod, den verlorenen Prügel wieder aufzuladen, um seinen Weg wieder aufs neue fortsetzen zu können. Selbstverständlich wirken diese Zwischenfälle sehr belustigend auf die Zuseher.

Daß diese Spiele ungemein tief in den Volksgeist eingedrungen sind, das beweisen auch die Namen gewisser Oertlichkeiten, die uns Dr. Aug. Prinzinger in seiner Abhandlung über „den vorchristlichen Sonnendienst

im deutschen Südosten"[1]) mitteilt, indem er schreibt: „Zu dem Volksspiel gehörte auch der Wettlauf — woran die Namen Laufberg, Lauffeld, Rennanger (z. B. auf den Loferer-, Gotzen- und Roßfeldalpen und neben Hochfilling am Hagengebirge) erinnern."

Ein uralter Brauch, der in den Dörfern Wals, Siezenheim, Viehhausen, Gols, Liefering u. a. O. in Uebung ist, ist das „Hochzeitslaufen". Dieses nimmt folgenden Verlauf. Nach dem Hochzeitsamte geht zunächst der Zug der Brautleute mit den Gästen wieder zurück in das Gasthaus. Kaum dort angekommen, stellen sich schon die Laufbuben auf, es sind dies junge Bursche, die am Hochzeitsmahle teilnehmen, also geladen sind. Hierauf bewegt sich der ganze Hochzeitszug zur Laufstatt; die letztere ist im Sommer eine abgemähte Wiese, im Winter die Landstraße. Der Ordner beim Laufen ist der Hochzeitslader. Die Laufbuben sind ohne Rücksicht auf die Jahreszeit barfuß und nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, selbst wenn es 8 oder 10 Grad Kälte hätte; manche von ihnen haben auch eigene Laufhosen, welche sich prall, trikotartig an den Körper anschmiegen. Auf dem Kopfe haben sie öfter schwarze, mit rotweißen Bändern und Maschen geschmückte Zipfelmützen.

Vor dem Ablaufen wird noch der von der Trauung übrig gebliebene Johanniswein getrunken; aus dem zinnernen Gefäß herausgeschenkt, wandert das Glas von Mund zu Mund, — sobald der letzte Rest eingeschenkt und ausgetrunken ist —, wirft der Bube, der es gerade in der Hand hatte, dasselbe in die Höhe und dies ist das Zeichen zum Laufen. Mit Einsetzung aller Kräfte geht es dem Ziele zu, welches durch einen „Schab"[2]) Stroh bezeichnet ist.

Der erste der Sieger erhielt dann in früheren Zeiten von der Braut einen Kronentaler, der zweite vom Bräutigam einen Gulden.

Die Burschen sammeln übrigens auch unter den Hochzeitsgästen und vertrinken dann gemeinsam den Erlös.

Auch bei goldenen Hochzeiten findet das Hochzeitslaufen statt, nur mit dem Unterschiede, daß an Stelle der Jungen alte Männer laufen.

Als heuer im Jänner die alten Kainzenbauernleute Sebastian und Maria Berger in Wals[3]) ihre goldene Hochzeit feierten, beteiligten sich bei dem Wettlauf nur über 60 Jahre alte Männer. Dabei rangen vier Graubärte um die Siegespalme, welche schließlich dem 63jährigen Johann Huber, Wirt in Piding, zuerkannt wurde.

---

[1]) XX. Bd. d. Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landesk.
[2]) Schütte.
[3]) Salzburger Chronik.

Höchst originell ist die Anrede des Hochzeitsladers bei Auflegung des Tellers für die Schüssel-Laufer. Süß bringt sie im Anhang zu seinen Salzburger Volksliedern, indem er erzählt: „Sitzen die Gäste bei der Hochzeitstafel beisammen, so nimmt der Hochzeitslader einen hölzernen Teller, steckt am Rande desselben quer gegenüber ein Messer und eine Gabel, spannt ein rotes Band darüber, an dessen Mitte ein Taler hängt. Er nähert sich damit dem Brauttisch, legt den Teller auf denselben, tritt wieder etwas zurück, an seiner Seite stehen die Laufbuben, mit abgezogenem Hute spricht er:

„Vielgeliebte hochzeitliche Ehrengäste! Gott g'seng euch euer Trinken und Essen, Gott g'seng euch euer Trinken und Bier, die armen Schüssel-Laufer sind auch hier, sö seind geloffen und gesprungen, ist einer den andern entrunnen, der erste hat sö en Arm übaschlunga, da anderte hat sö an Fuaß übasprunga, da dritt' hat sö a Ripp aus'n Leib g'schröckt, den hab'n ma zon Bada g'schickt, mia hab'n mit den bedingt, daß ea Grosch'n und Batz'n nimmt; da Bada hat uns g'schickt auf Lauf'n, mia soll'n uns Rößl kauf'n, soll'ns Unglück aus'n Land führn und's Glück hearein, dös wa füar andare a Nutz'n und a da mein; da hab'n ma g'macht ein Anlang' an die ganze G'moan, sie vamag vül meahr als oanar alloan. Gebts uns koa Kaibl odar a Kuah, mia hätt'n koan Stall dazua; gebts uns koan Halla oda Thala, mia kunt'n nit wexln oda außa geb'n. Zwölfar und Zwoanzga nehma allö füa voll an, mei vielgeliebte Hochzeiterin mach an guat'n Anfang, grüaß an guat'n Ausgang." — Der Hochzeitlader geht dann von Tisch zu Tisch und sammelt ab.

Eisschiessen. — Plattenschiessen.

Das Eisschiessen.

Wenn der Winter allerorten sein strenges Regiment führt, dann kommt der Eisstock zu Ehren, der im Laufe des Sommers seine Tage im Firstkammerl still verträumte. Das Eisschießen ist eine Lieblingsbelustigung unseres Volkes in Stadt, Markt und Dorf; auf dem Teiche, auf der Straße oder auf künstlich hergestellter Bahn wird es eifrig betrieben. Der Eisstock selbst ähnelt in seiner Form einem umgekehrten Pflastererstuhl, die Scheibe ist aus Eschen-, Ahorn- oder Eichenholz gedrechselt, hat einen Durchmesser bis zu 40 Zentimeter und ist mit einem starken Eisenringe beschlagen. Der Stiel „Zapfen" ist entweder gerade

aufragend wie bei den österreichischen, oder kurz und nach rückwärts gekrümmt wie bei den bayrischen Eisstöcken.

Im Gebirge[1]) unterscheidet man weitere Arten der Eisstöcke. Der gewöhnliche heißt Eis- oder Kehrstock, weil er zum sogenannten „Kehrenschießen" verwendet wird, d. i. dem gewöhnlichen Eisschießen der zwei Parteien, von denen jede einen „Moar" und die ungerade zählende Partei auch einen „Hangauf" hat, der wie der „Moar" auch einen „Ritterschuß" besitzt.

Zur Zeit der Schneeschmelze wird mit kleineren, stark aufgebogenen Stöcken, den sogenannten „Gschlastöcken" geschossen. Diese werden am Boden noch mit Naturwachs überzogen, „gewichst", damit sie recht glatt werden.

Zum Werfen gibt es noch kleinere, mit starken Eisenringen beschlagene Stöcke, die „Wurf- oder Bauchruapenstöckl". Das Werfen ist mehr im Oberpinzgau, so z. B. in der Gegend von Neukirchen üblich.

Die gewöhnlichste Form des Eisschießens ist das vorerwähnte Kehrschießen. Die Teilnehmer bilden zwei gleiche Abteilungen (meist je 3 bis 5), welche entweder durch Karten oder Nummern ausgelost, oder auch durch das „Z'sammschießen auf das Hasel" bestimmt werden. Bei ungerader Schützenzahl bekommt der Besitzer der vorher bestimmten Nummer oder der betreffenden Karte oder der beim Zusammenschießen dem Hasel am nächsten Liegende den „Moar", d. h. er vertritt zwei Schützen im Schießen, Zahlen und Einkassieren. So stehen z. B. bei 9 Schützen auf Seite „weit" 5, auf „eng" dann der „Moar" mit 3 Helfern, was auch 5 Schützen gleich gilt. Bei jedem Spiel teilen sich nämlich die Teilnehmer in „enge" und „weite", welche Bezeichnung sich aus der Lage der Stöcke zum Hasel beim Zusammenschießen ergibt.

Das Interesse des Spieles dreht sich hauptsächlich um die nächste Entfernung des Eisstockes vom „Hasel". Wenn also „eng" anschießt, muß „weit" nachschießen und trachten dem Hasel oder der Taube näher zu kommen als der Gegner; gelingt ihm dies, muß „eng" mit dem gleichen Bestreben wieder nachschießen u. s. f., gelingt es ihm nicht, so muß von der gleichen Partei so lange geschossen werden, bis dem Gegner das Vorrecht abgejagt ist, (— wenn natürlich die Schützen reichen —) um dann diesem wieder das Ziel bieten zu können.

Das Vorrecht kann durch Wegschießen des feindlichen, Nachschießen des freundlichen Stockes, Verschießen des Hasels oder auch durch direkten Schuß mit dem eigenen Stock erworben werden. Ist bei einer Partei

---

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Oberlehrer Feßmann-Aigen.

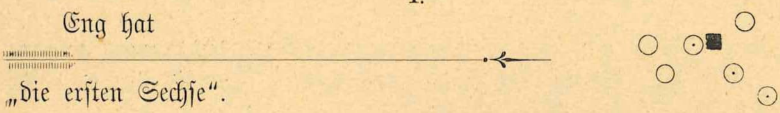
kein Schütze mehr vorhanden und das Vorrecht auf Seite der anderen Partei, so ist die betreffende „Kehr“ beendet, auch wenn auf Seite der gewinnenden Partei noch Schützen vorhanden wären.

In der Regel bilden bei dieser einfachen Spielart 5, beziehungsweise 3 Schuß, d. i. wenn jeder Schütze einmal schießt ein „Spiel“, gewöhnlich Kehr genannt, nach dessen Endergebnis die eine oder andere Partei zu zahlen hat.

Nachstehende Skizze veranschaulicht eine ganz einfache Kehr mit 6 Schützen.

■ = Hasel, ⊙ = eng, ○ = weit.

I.



II.



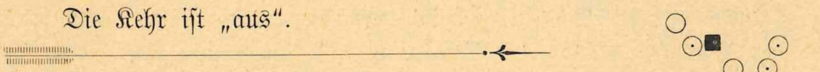
III.



IV.



V.



Eng hat gewonnen.

Gewinnt die gleiche Partei drei „Schuß“ nacheinander, wie z. B. vorstehend „eng“ auf I., III. und V., so ist das Spiel mit „sechse“, „neune“, „aus“ zu Gunsten derselben Partei beendet. Hat eine Partei sämtliche Kehren nacheinander gemacht, so sagt man, die Gegenpartei sei „geschneidert“ worden, hat die letztere wenigstens eine Kehr gewonnen, so ist nur der Ausdruck „verspielt“ am Platze.

Auch gibt es beim Kehrschießen verschiedene Spielarten, z. B. wird angenommen, daß das Spiel schon bei „neun“ beendet ist, dann entfällt das „Aus“. Hiebei ist die Kehr mit 2 beziehungsweise 3 Schuß bereits entschieden.

Eine weitere Spielart ist, daß alle dem Hasel am nächsten stehenden Stöcke einer Partei, innerhalb der Grenze des Vorrechtes eines Gegners je als zählender Schuß gilt; sohin nach Skizze III „eng“ schon aus hätte, weil 2 Stöcke „Schuß“ haben, deren einer für „neune“, der andere für „aus“ gilt. Wenn nach dieser Spielart z. B. beim ersten Schuß auf „sechse“ schon 3 Stöcke einer Partei „Schuß“ haben, so gelten die für „sechse, neune und aus“ und ist das Spiel mit einem Schießen zu Gunsten dieser Partei entschieden.

Eines der größten Eisschießen fand im Jahre 1892 in Zell am See statt. Dasselbe hat in treffender Weise Ritter von Strehle in den Mitteilungen des deutsch-österr. Alpenvereines beschrieben und wir gestatten uns, den Hauptinhalt jener Darstellung im kurzen Auszuge wiederzugeben. An dem Schießen beteiligten sich 200 Schützen aus allen Teilen Pinzgaus; als Preis war der Hengst Goliath, ein prächtiges Pinzgauer Zuchtpferd, für den Sieger im Präschießen ausgesetzt. Die Oberpinzgauer kämpften gegen die Mittel- und Unterpinzgauer, durch rote und weiße Abzeichen am Kleid und Stocke unterschieden sie sich; jede Partei zählte 100 treffliche Schützen. Die Führung jeder Partei hatte der „Moar“, dem zwei „Hängauf“ oder Adjutanten helfend zur Seite standen, sie hatten die Aufgabe, die Richtung, welche der Stock zu nehmen habe, durch Hüte oder Sacktücher zu bezeichnen, was umso notwendiger war, als die Bahn eine Länge von 100 Meter hatte und in dem Gewirr der Stöcke sich der einzelne Schütze unmöglich zurecht finden konnte.

Die erste Kehr gewannen die Oberpinzgauer, die zweite die Zeller, daher mußte noch eine dritte Kehr gemacht werden und da blieben wieder die Oberpinzgauer Sieger, so kamen sie in den Besitz des Goliath, außerdem erhielt jener Schütze, der für das Gewinnen einer Kehr einen ausschlaggebenden Schuß gemacht hatte, einen Dukaten.

Der vorgenannte Verfasser erwähnt, daß sich an das vorgeschilderte „Kehrschießen“ ein „Scharf- oder Gradschießen“, ein „Weitschießen“ und ein „Weitwerfen“ anschloß; auch hier erlauben wir uns, den interessanten Ausführungen desselben zu folgen.

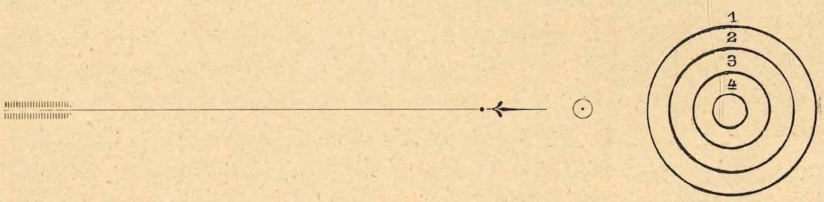
Beim „Scharf- oder Gradschießen“ wurden in einer Entfernung von 52 Meter von der „Stehmatz“, d. h. der Kerbe, wo der Schütze den Fuß einsetzt, drei Kugeln in senkrechter Richtung zum Schützen in

Abständen von je zwei Metern aufgelegt; es handelte sich nun dabei mit einem scharfen, geraden Schuß alle drei Kugeln wegzuschießen. Alle drei Kugeln trafen nur zwei Schützen, zwei hingegen mehrere.

Für das „Weitschießen" war die 100 Meter lange Bahn zu kurz, um deshalb ein künstliches Hindernis zu schaffen, wurde sie mit Asche und Sägespänne bestreut, dennoch erreichte ein Schütze eine Entfernung von 80 Meter.

Beim Werfen mußte der Eisstock so auffallen, daß er weitergleiten konnte, es wurde dabei mit einem 8 Kilo schweren Stock eine Strecke von $21\frac{1}{2}$ Meter erzielt, während beim Werfen mit den leichten Stöcken (Mindestgewicht $1\frac{1}{2}$ Kilo) 52·15, 46·80, 46.40 Meter als beste Leistungen aufschienen.

Eine weitere Spielweise, die zum Teil im Vorland gebräuchlich ist, besteht im „Kreisschießen". Da werden um das „Hasel" mehrere konzentrische Keise in das Eis geritzt und außerhalb des Kreises in der Richtung zum Schützen ein Eisstock aufgestellt.



Nun muß der Schütze, nachdem er vorher einen bestimmten Betrag etwa für 10 Schuß in die Kassa gezahlt hat, aus welcher Summe dann die Preise gemacht werden, mit seinem Stock den den Kreisen vorgestellten Stock in diese hineinschießen; auf welchem Kreis der letztere dann stehen bleibt, dessen Ziffer wird dem Schützen jedesmal gut geschrieben. Wer auf die gleiche Anzahl Schüsse die höchste Ziffer erreicht, der erhält den 1. Preis, der Nächstbeste den 2. u. s. w.

Sehr beliebt ist auch das „Mahlschießen", an manchen Orten auch „Knödelschießen" genannt. Dabei stehen sich die beiden Parteien meist aus zwei benachbarten Gemeinden oder Orten, oder Männer (verheiratete) und Buam (ledige), Alte und Junge, ja selbst Frauen und Jungfrauen einander gegenüber.

Die Salzburger Tagesblätter wissen oft bis weit in den März hinaus von solchen Schießen zu berichten, da bekämpften sich nach Strehle z. B. die St. Johanner und Großarler, St. Johanner, St. Veiter und die Goldegger, Lender, es schossen zu Niedernsill am 23. Februar 1889

die Niedernsiller, Uttendorfer, Stuhlfeldner und Mittersiller gegen die Piesendorfer, Kapruner, Brucker und Zeller.

Der Gewinn, um welchen es sich in den meisten Fällen handelt, ist das „Essen", welches vorher bestellt und nach dem Schießen im Wirtshause eingenommen wird, wobei die Verspieler den Gewinnern den Betrag hiefür zu erlegen haben. Außerdem wurde zwischen den einzelnen Schützen nebenbei meist noch um beliebige Beträge gewettet. Die Spielart ist dieselbe wie beim Kehrschießen. An der Spitze jeder Partei steht der „Moar", der den Anfangs- und Endschuß jeder Partei macht und alle Anordnungen trifft. Beim Mahl gibt es sehr oft Musik und Tanz, und häufig kommen auch verschiedene „Gstanzl", die den guten oder schlechten Schützen gelten, zum Vortrage.

Das Plattenschiessen.

Dieses ist ein beliebtes Frühlingsspiel, sobald nur irgendwo die Sonne den Schnee weggeschmolzen hat, so beginnt auf diesem „aperen" Fleck, der selbstverständlich eben sein muß, das Plattenschießen. Es ist ähnlich dem Eisschießen und gelten auch die gleichen Spielregeln. Man wirft dabei mit flachen Steinen, Eisenplatten, besonders gern aber mit alten Hufeisen nach dem „Hasl" oder der „Taube", die Partei, die dem letzteren am nächsten kommt, hat gewonnen. Wenn dann die Pflanzendecke mehr und mehr heranwächst, hört auch das Spiel auf, wenigstens in der Allgemeinheit. Auch dieses Spiel ist in die Sage eingedrungen, denn diese erzählt, daß es schon der Wildmann mit der Wildfrau am Frauenkogel in Großarl betrieben haben.

Das Bock-Schlittenfahren.

Das Schlittenfahren ist in unserem Lande seit der Urväter Zeit im Brauch; erst in den letzten Jahren ist hiefür der Tiroler Ausdruck „Rodeln" mehr und mehr eingedrungen und es bildet sich dieses Wintervergnügen bei den Städtern immer sportsmäßiger aus. Auf dem Lande gibt es wohl kein Haus, wo nicht mehrere Bockschlitten in verschiedenen Größen zu finden sind, selbst die primitivste Form derselben, der „Bredlhachi" oder „Bredlhumpi" fehlt nicht. Letzterer besteht nur aus drei Brettern, einem quadratischen Sitzbrett von ungefähr 30 Zentimeter Seitenlänge und zwei kufenförmig geschnittenen, anderthalb Dezimeter hohen

Seitenbrettern. Derselbe ist wohl nur für die Kleinsten bestimmt, denn die Fahrt damit geht etwas langsam, dafür aber um so sicherer. Der Schlitten ist für den Gebirgsbewohner ein unentbehrliches Verkehrsmittel; schon die Schulbuben kommen von den hochgelegenen Berglehnen herab in sausender Fahrt zur Schule und kürzen sich dadurch den nicht selten dreiviertel bis eine Stunde langen Weg auf wenige Minuten ab. In manchem Schulhaus sieht man dann oft im Flur eine ganze Schlittenbarrikade aufgestellt.

Aber auch zum Bringen des Holzes aus dem Schlag des Bergwaldes oder des Heues aus den Stadeln der Bergmähder ist der Schlitten unentbehrlich und es gehört die ganze urwüchsige Kraft der stämmigen Burschen dazu, um denselben auf glatter, häufig vereister Bahn glücklich zu Tale zu lenken. Wohl mißlingt auch manchmal die Fahrt und ein schlichtes Marterl am Stamme einer bemoosten Fichte erzählt dem Bergwanderer, wie hier ein blühendes Menschenleben sein trauriges Ende fand. Seltsam mutet es einem auch an, wenn man im Hochsommer z. B. im August auf einmal ein Bäuerlein mit einem vor einem Schlitten gespannten Roß daher kommen sieht. Sein Gütl ist 2½ Stunden vom Markte entfernt und liegt schon so hoch, daß er das Geläute der Almkühe von der Höhe herab deutlich vernimmt; auf dem steil abhängenden Pfad leistet ihm nun der Schlitten viel sicherere Dienste als der Karren, um darauf Lebensmittel für die Woche wieder heimzubringen.

So wird der Landbewohner schon in der Jugend mit der Lenkung des Schlittens vertraut und es bildet das Schlittenfahren, Böcklreiten wie es auch in einzelnen Teilen des Gebirges heißt, eine beliebte Winterfreude von jung und alt. Eine seit alter Zeit gerne befahrene Strecke ist die vom Dürnberg nach Hallein; der Weg, zu dem man bergaufwärts eine Stunde braucht, wird in 10 bis 12 Minuten durchfahren. Seit das Schlittenfahren als Sport immer mehr sich einbürgert, sind häufig befahrene Bahnen von der Judenbergalpe nach Parsch und von Guggental nach Gnigl, auch einzelne Strecken in dem Kessel zwischen Hallein und Berchtesgaden werden hiezu eifrig benützt.

Das Boanschlittenfahren.

Die Fahrt mit dem Beinschlitten oder wie er mundartlich genannt wird „Boanschlitten“ ist auf den Trumer-Seen bei Mattsee zu Hause.

Der Schlitten besteht aus einem nahezu rechteckigen Fußbrett von ungefähr 1/2 Meter Länge und 24 Zentimeter Breite, die 4 Dezimeter hohen Ständer tragen das vorne schmälere Sitzbrett. An der Unterseite sind zwei starke Röhrenknochen angebracht, welche, an Stelle von Eisenschienen ein rasches Fortgleiten am Eise ermöglichen, dazu gehören ferner noch 2 Stackelstecken von 1 m 2 dm Länge.

Die Hauptsache[1]) beim Fahren ist nun, daß die Leitungsstäbe, um in gerade Richtung fahren zu können, gleichmäßig mit beiden Händen in das Eis gestoßen werden; will man rechts oder links lenken, so genügt ein kräftiger Stoß in der entsprechenden Richtung, freilich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß einer hie und da mit dem Eise in unliebsame Berührung kommt. Die Schnelligkeit, die ein gewandter Fahrer mit dem Fahrzeug erreicht, ist eine ziemlich bedeutende, denn es ist immerhin möglich, eine Stunde Gehstrecke in 12 bis 13 Minuten zurückzulegen. Der Verkehr mit den „Boanschlitten" erfolgt zwischen den Orten Niedertrum und Mattsee, von Mattsee nach Seeham, vom Ueberführer Seestil nach dem Fischerdorf Fisching oder Anzing, von Obertrum nach Seeham u. s. w. Besonders zu beachten ist, daß man auf dem Eise liegende Hindernisse wie Schalen, Holzstücke u. dgl. geschickt umfährt und die Ein- und Ausflüsse der Mühlbäche sorgfältigst meidet, um nicht die Gefahr eines Einbruches herbeizuführen.

Kracheislaufen. — Nasenstechen. — Fröscheln.

Kracheislaufen in Mattsee.

Der Begriff Laufen setzt stets eine Tätigkeit voraus, die mit dem Spiele unzertrennlich scheint und doch ist das sogenannte Kracheislaufen[1]) mehr eine Sitte als ein Spiel, aber so eigenartig, daß es hier seinen Platz finden soll. Der Vorgang ist dabei folgender. Bei sehr schwachem, durchsichtigem Eise stellen sich die Teilnehmer, welche nicht alle Fischer zu sein brauchen, nahe im Röhricht auf und lugen aus, ob sie unter der Decke nicht Fische sehen. Ist dies der Fall, so werden diese so lange verfolgt, bis sie ganz betäubt, wie angewachsen unter dem Eise stehen bleiben. Hierauf wird das Eis mit der Fischerhacke aufgehackt und die Fische mit dem Fischbären herausgenommen. Daß dabei der eine oder andere unfreiwillig ein kaltes Bad nimmt, wird nicht so tragisch genommen, da man darauf gefaßt und die nötige Hilfe gleich zur Hand ist.

---

[1]) Nach Mitteilung des Silberarbeiters Herrn C. Rottmayr in Mattsee.

Das Nasenstechen.

Darüber berichtet Vierthaler in seinen „Wanderungen". „In der Zeit zwischen Ostern und Christi Himmelfahrt versammeln sich die Salzarbeiter Halleins 80 bis 100 an der Zahl nachts um ein großes Feuer, stürzen sich auf ein gegebenes Zeichen halb entblößt mit einer brennenden Fackel in der Linken und einem eisernen Dreizack in der Rechten unter großem Geschrei in den Fluß[1]) und durchstechen die Fische, welche in jener Jahreszeit wegen des Laiches den ganzen Boden bedecken und vom Scheine der Fackeln geblendet sich nicht entfernen. Dieser Auftritt, welcher während der Nacht öfter wiederholt wird, erscheint bei dem Geschrei der Fischer, dem Dunkel der Nacht und den lodernden Fackeln von Ferne wie ein Gespenster- oder Feenspiel." — Der Nasenfang ist zwar auch heute noch üblich, doch nicht mehr in der Form.

Fröscheln.

Als Gegenstück zum Nasenstechen mag auch hier das Fröscheln, worüber ebenfalls Vierthaler in seinen Wanderungen schreibt, Erwähnung finden.

„Sobald der Schnee im Frühjahr zu schmelzen anfängt, ziehen die Frösche aus allen Seitentälern der Salzach zu und es beginnt ein Volksfest im Pinzgau, ähnlich dem Nasenstechen Halleins. Männer und Weiber, Knaben und Greise mit Pucheln in der Hand besetzen die Ufer des Flusses und fangen mit Netzen die quakenden Tiere, welche gern dem Feuer zuschwimmen, in unzähliger Menge. In ganz Pinzgau speiset man Frösche und zu tausenden werden sie nach Tirol und Salzburg versandt, wo sie für Leckerbissen gelten."

Zur Ergänzung dessen wurde dem Verfasser weiters aus Uttendorf im Pinzgau berichtet: „Das Fröscheln ist heute noch hierzulande Brauch, doch möchte ich diese Beschäftigung mehr als Erwerbszweig, weniger als eine Art Volksfest bezeichnen. Nur die ärmere Volksklasse beschäftigt sich anfangs April, je nachdem die Witterungsverhältnisse sind, mit dem Froschfang, um durch den Verkauf der Froschschenkel einige Heller zu verdienen oder sich selbst eine billige Nahrung zu verschaffen. Der Fang geschieht bei einbrechender Dunkelheit, wobei eine Person die 1 m lange, brennende Puchl trägt und die andere, die dem Licht zustrebenden Frösche herausfängt."

---

[1]) In die Alm, einem r. Zufluß der Salzach.

Das Aperschnalzen.

Im nordwestlichen Winkel des Salzburgerlandes, wo sich über die Saalach herüber noch ein Stück der bayrischen Hochebene einzwängt, ist der Sitz des Aperschnalzens oder, wie es die Bauern auch gern zu benennen pflegen, des „Faschingschnalzens".[1])

Dieses nimmt seinen Anfang am Dreikönigstage nach dem Nachmittaggottesdienst und endet am Faschingdienstag. Die Bauernburschen eines Dorfes, z. B. Siezenheim, flechten sich zu dem Zwecke 5 bis 6 m lange Peitschen aus dünnen, gedrehten Seilen und versehen sie am Ende mit einer gelb- oder rotseidenen Quaste (Posch'n). Die Burschen stellen sich dann auf freiem Felde in langer, gerader Linie oder in ausgedehntem Kreise auf, damit keiner der Peitsche des Nachbars zu nahe kommt.

Die Schnalzerei erfolgt in folgender Ordnung. Der erste in der Reihe, „Aufdraher" genannt, schwingt die Peitsche dreimal um den Kopf und schreit „aufdrah'n". Nachdem er 1, 2, 3 gezählt, zieht er mit kurzem Ruck die Peitsche an, worauf ein Knall entsteht, nicht unähnlich dem eines Pistolenschusses. Der Aufdraher hat übrigens die leichtere Peitsche, die nicht so laut knallen darf, als jene der übrigen, damit der letzte in der Reihe, der sogenannte Baß, es an der Schallstärke von den anderen unterscheidet. Der Baß ist der kräftigste Mann unter den Schnalzern, seine Peitsche ist am längsten und knallt auch am tiefsten. Der Aufdrahrer muß auf den Baß achten und sobald die Peitsche des letzteren knallt, hat er wieder einzusetzen, so hört man gleichsam eine Skala vom schwächsten zum stärksten beziehungsweise tiefsten Knall. In einiger Entfernung, namentlich beim Vorhandensein eines Echos, macht sich das Knallen ganz hübsch und erinnert unwillkürlich an das Geplänkel bei einer Gefechtsübung.

Die Peitsche, die am meisten Takt hält und am tiefsten knallt, geht als Sieger hervor. Der Rhythmus des Schnalzens dürfte der $^6/_8$ Takt sein und jeder Knall einer Sechzehntelnote entsprechen. Am besten klingt dasselbe, wenn 7, 9 oder 11 Schnalzer sind, dabei wird bemerkt, daß je gefrorener der Boden ist, desto weiter es auch gehört wird; so machten die Siezenheimer Schnalzer vor vielen Jahren einen Ausflug nach Guggental und als sie dort oben schnalzten, wurde es in Siezenheim deutlich vernommen. Es ist dies in Luftlinie eine Entfernung von nahezu 8 Kilometern, freilich sind dort die Terrainverhältnisse dem Zurückwerfen der Schallwellen in westlicher Richtung besonders günstig.

---

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Schulleiter Eckschlager in Siezenheim.

Schnalzen alle Teilnehmer gleichzeitig, was aber in der Ausführung sehr schwierig ist, so nennt man dies einen „Basch“.

Das Schnalzen dauert niemals lange, denn es erfordert einen ungeheuren Kraftaufwand; will es einer überhaupt zu der nötigen Fertigkeit bringen, so muß er es schon als Bub ordentlich geübt haben, man sieht daher bereits die 10 bis 15jährigen Buben fleißig ihre 2 bis 3 m langen Peitschen schwingen.

Nach dem Schnalzen wird in das Gasthaus gegangen, um die Müdigkeit zu verscheuchen und sich wieder zu kräftigen, dabei zahlen ihnen gern die anwesenden, fremden Gäste einige Liter, wofür sie dann einen Extra-Schnalzer erhalten.

Auch Ausflüge veranstaltet der Baß in die umliegenden Orte, so von Siezenheim nach Wals, Gols, Himmelreich, Liefering, Maxglan, Rott, Feldkirchen, Ainring u. s. w. Sind die Schnalzer von einem Nachbarort angesagt, so empfangen sie die im Orte mit fröhlichem Knallen, hierauf wird Aufstellung genommen und um die Wette geschnalzt, um zu zeigen, wer den besten Baß besitzt; solche Besuche werden oft nur deshalb unternommen, um zu erkunden, wo der kräftigste Baß zu finden sei.

Diese Sitte findet sich außer im nördlichen Teile unseres Heimatlandes auch im Lungau wieder. Hübner schreibt darüber: „Bei Eingang des Frühlings, sobald die Witterung den Austrieb des Viehes gestattet, beginnt das „Apachschnalzen“ der Hirten. Dies geschieht mittelst 4 bis 5 Klafter langer, dicker aus Hanf gedrehter Peitschen, die sie mit beiden Händen über dem Haupt vielmal im Kreise schwingen, ehe der Knall erfolgt und womit sie, wenn sie einmal recht im Schwunge sind, rechts und links im ordentlichen Takt Knall auf Knall fällen, so daß Berg und Tal in weiten Strecken davon wiederhallen. Diese Belustigung, welche den ganzen Sommer auf den Alpen dauert und erst im Spätherbste mit dem Heimtriebe des Viehes in die Ställe beschlossen wird, ist mit der äußersten Anstrengung der Leibeskräfte, welche nicht selten darunter Schaden leiden, verbunden.“

Die Bemerkung Wallmanns in seinen „Kulturhistorischen Streifzügen“, daß dem ernsten, verschlossenen Lungauer das Apachschnalzen das Jodeln ersetze, ist ebenso charakteristisch als treffend.

Eierscheiben und Eierklauben.

Eierscheiben.

An einer Bank oder einem Tisch werden zwei Rechen so angelehnt, daß deren Stiele möglichst enge aneinander parallel laufen, während das Ende derselben mit den Zinken nach aufwärts auf dem Boden aufsteht. Die Eier werden dann nach den Stielen hinabgelassen und es gilt dieselbe Regel wie beim Kugelscheiben der Buben, nämlich „beckt und g'spannt".

Eierklauben.

Bei dem Volksspiel kommt es darauf an, welcher von den beiden Teilnehmern an diesem Wettstreit seine Aufgabe zuerst fertig bringt. Der eine hat sich nämlich unter steter Aufsicht an einen entfernten Ort zu begeben und von dort wieder zurückzukommen; während der andere von einer gewissen Anzahl Eier, die in bestimmten Entfernungen von einander in einer Linie auf den Boden liegen, ein jedes einzelne besonders holen und in den Korb legen muß. Der Sieger erhält die Eier.

Hahnschlagen.

Dieses Spiel, das einen grausamen Charakter hatte, gehört der Vergangenheit an; nach Hübner scheint es mehr im Gebirge als im Flachlande verbreitet gewesen zu sein. Es wurde dabei ein Hahn mit einem Fuß durch eine Schnur an einen Pfahl gebunden, so, daß er um denselben herumlaufen konnte. Der Schläger, dem man vorher die Augen verband, erhielt einen Stock in die Hand und mußte darnach trachten, den Hahn durch einen Schlag auf den Kopf entweder zu töten oder wenigstens zu betäuben. Er jagte das arme Tier herum, um aus dessen kreischenden, geängstigten Schreien die Richtung zu erkennen, wo es sich befinde; dorthin richtete er seine Hiebe, bis es ihm zufällig gelang, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen. Wem dieser Schlag glückte, der erhielt den ausgesetzten Preis.

Seewettfahren.

Von einem Wettfahren der Schiffer ist auf den Seen im nördlichen und östlichen Gebiete unseres Landes nichts bekannt, denn die von Sommergästen veranstalteten Regatten sind nicht hieher zu rechnen, wohl aber schreibt J. B. Egger in seinem Büchlein „Zell am See", welches anfangs der sechziger Jahre erschien, folgendes: „Zuweilen hält man auf dem Zellersee auch ein Seerennen, um die besten Fahrer kennen zu lernen. Mehrere Schiffer stellen sich am jenseitigen Seeufer mit ihren Schiffchen in gerader Reihe auf und auf ein gegebenes Zeichen fahren sie dann zugleich ab. Jener Schiffer, der zuerst ankommt, erhält den Preis."

Der Maibaum.

Der Kirchturm und der Maibaum sind die weithin sichtbaren Wahrzeichen eines Salzburger Flachlandsdorfes. Der letztere wird alljährlich am ersten oder zweiten Sonntag im Mai unter nicht geringer Arbeit und Anstrengung der Burschen aufgestellt; dabei spielt die Musik ihre lieblich flotten Weisen und steht der Baum endlich eingeschüttet und eingekeilt senkrecht da, dann folgt eine Salve aus den schweren Prangerstutzen, daß rollend das Echo von den Gehängen nachhallt. Den Maibaum treffen wir in Liefering, Wals, Maxglan, Grödig, Oberalm, Glasenbach, Anthering und vielen andern Orten; die Buben setzen einen Stolz darein, einen möglichst hohen Baum zu besitzen. Derselbe ist eine geschälte Fichte, aber nicht ein einziger Stamm, sondern zweimal geschäftet, damit erreicht er eine Länge von 20 und mehr Meter. Gegen die Spitze hin wird er immer dünner und diese selbst ist mit einem grünen Fichtenwipfel, von dem schmale, bunte Bänder im Winde flattern, geziert. Hie und da ragt über den Wipfel noch ein aus Blech geschnittener Hahn. Am dünneren Ende sehen wir dann einige den Stamm umfassende Rundkränze; diese sind aus grünem Fichtenreis geflochten, mit Woll- oder Papierblumen geziert und mit Draht befestigt. Dann folgen mehrere andere Attribute, die des Baumes Zier bilden; zunächst zwei ausgestopfte, bäuerliche Puppen, der „Hansel" mit der Zipfelhaube oben, die „Gretel" im Kopftuch unter ihm, hierauf ein kleines, aus Holz gedrechseltes Faß, der Rechen mit der Sense oder auch noch mit dem Dreschflegel gekreuzt und endlich die aus Blech geschnittene Jahreszahl, die zwischen zwei vom Baum abstehende Leisten eingerahmt ist.

In verschiedenen Abständen sind kleine rotweiße und schwarzgelbe Zierfähnchen eingefügt. Dazwischen aber hängen, leicht befestigt, zwei, drei oder vier Bestfahnen; deren Fahnentüchlein ist Seide, außerdem trägt jede ein kleines Lederbeutelchen mit einigen Silbermünzen, wenn die letzteren nicht blank auf die Fahne aufgenäht sind.

Nun geht es an das Baumkraxeln. Eine Schar vierzehn- bis sechzehnjähriger Buben steht hiezu schon bereit, alle in der sicheren Hoffnung, sich ein so blinkendes „Best" zu holen; doch so leicht ist das Ding nicht. Rock, Hose und Weste, wie Schuhe und Strümpfe werden abgelegt. Jetzt fängt einer an; fest stemmen sich die Schenkel gegen den Stamm, mit aller Kraft heben und halten die Arme und so gelingt es ihm, 3 bis 4 m hoch zu kommen, da macht er eine kleine Pause und „rutsch" geht es unter dem Gelächter der Zuschauer wieder zur Erde herab. Der Baum ist nämlich ungeheuer glatt, indem er im ersten Drittel ordentlich eingeseift wurde, um das Klettern zu erschweren. Die Buben tauchen die Hände wohl in Staub, Asche, Sand u. dgl., um doch wenigstens einigen Halt zu gewinnen. Gar manche wagen noch einen Versuch, um erfolglos und und blitzschnell wieder zur Erde zu sausen. Endlich gelingt es einem unter lautem Zuruf der Leute die Höhe des ersten Fähnchens zu erreichen, dieses auszuziehen und stolz mit seiner Beute fährt er herab, wo ihn lebhafter Beifall empfängt. Dies reizt aber wieder andere, ihre Kräfte zu versuchen, immer stürmischer werden die Rufe der Menge: „Laß nöd nah! Nöd auslassen! Hab dö! Hat's schon!" und so wird schließlich auch das dritte und vierte Fähnchen herabgeholt.

Bemerkenswert ist, daß in Betreff des Maibaumes häufig eine gewisse Eifersucht zwischen der männlichen Jugend benachbarter Dörfer besteht, die es notwendig macht, daß der zum Aufstellen hergerichtete Stamm von den Burschen zwei Nächte vorher bewacht werden muß, denn es ist schon öfters dagewesen, daß er von den Buben des Nachbardorfes gestohlen wurde, was natürlich für die andern den herbsten Spott nach sich zieht, insbesonders, wenn sie den Versuch unterließen, den Baum zurückzuholen.

Eine eigentümliche Weise des Maibaumsetzens erzählt Zeller aus der Gegend am Abersee in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde (1902). Dort wird in aller Stille eine schöne Fichte von 15 bis 20 Burschen nächtlicherweile gefällt, freilich ohne Wissen des Besitzers. Entrindet, abgeästet und von den Mädchen mit Kränzen, Fähnchen und anderem Zierrat aufgeputzt; zugleich werden alle Spuren des nächtlichen Treibens möglichst vertilgt. Der Baum wird dann vor einem alleinstehenden Wirts-

haus oder dem Hause einer Dorfschönen heimlich aufgestellt, so daß am nächsten Morgen die Bewohner sich überrascht sehen und sich des schönen Baumes erfreuen.

Daß die Sitte des Maibaumsetzens und des damit verbundenen Baumkletterns schon ziemlich alt ist und sogar gewisse Verbindlichkeiten darauf ruhten, davon bringt Hübner eine bezeichnende Bemerkung, indem er schreibt: „Alljährlich bringen zwei Berchtesgadener Untertanen zwei Maibäume nach Hallein, die dann auf dem Pflegerplatze aufgestellt werden; die Berchtesgadner erhalten dafür 3 Schilling Pfennige."

Wenn auch dieser Brauch in der Stadt verschwunden ist, so dürfte er übergegangen sein auf die Errichtung des Maibaumes auf der Spitze des schroffen, über 800 m hohen Barmsteines oberhalb der Brauerei Kaltenhausen; dieselbe geschieht immer am 1. Sonntage des Mai, um 12 Uhr mittags.

Das Lebzeltenhacken.

Der Lebzelten oder Lebkuchen ist eine Leckerei, die sich im Gebirge einer großen Beliebtheit erfreut; bei jedem ländlichen Markt werden Unmassen davon gekauft und dann zu Hause oft lange Zeit aufbewahrt, um bei passender Gelegenheit aufgetischt zu werden. Insbesonders ist der Lebkuchen, ähnlich wie das Butterbrod mit Butter bestrichen, eine besondere Aufmerksamkeit, die hie und da auf den Almen dem fremden Gaste erwiesen wird.

Aber auch zum Spiele wird der Lebkuchen benützt, denn bei Kirchweihfesten oder auch im häuslichen Kreis ist das Lebzeltenhacken gebräuchlich. Dasselbe besteht darin, daß ein sehr zäher Lebzelten auf einige Hiebe mit dem Beile durchhauen werden muß. Die Sache ist nicht immer so einfach, als es scheint, da die Masse sich häufig wie Kautschuk umbiegt und an den Rändern des Beiles klebend haftet, was als Verlust des Spieles angesehen wird. Nachdem mit dem Vorgang fast immer eine Wette verbunden ist, so gesellt sich zum Spiele auch der Ernst.

Im Flachgau wird das Lebzeltenhacken am Fronleichnamstage in Aigen geübt. Zwar benützt man hiebei nicht den breiten, brettchenförmigen Lebkuchen, sondern die schmalen, ungefähr 2 Zentimeter hohen Kreuzerstücke. Mit einem eigenen kleinen Beil wird der Kuchen der Länge nach mit zwei Hieben durchhauen. Wem das Kunststück auf zwei Hiebe gelingt,

der kommt dadurch in den Besitz des Lebkuchen; im Falle des Mißlingens zahlt er dem Gegner 2 Heller. Das letztere ist übrigens häufig der Fall, viele hauen daneben oder hacken statt schön durch die Mitte, wie es verlangt wird, eine Ecke weg u. s. w., bei andern bleibt wieder, wie schon erwähnt, ein Stück am Beilchen hangen und da nur 2 Hiebe gemacht werden dürfen, so muß schon der erste gelingen. Am sichersten hacken immer Zimmerlehrlinge und Gehilfen, diese bringen meist eine hübsche Anzahl von Lebkuchen zusammen.

Sonnwendfeuer.

Am Vorabend des Johannestages lodern im ganzen Lande hunderte von Feuern auf; auf Bergen und Felsköpfen, wie auf ebenem Felde werden sie entzündet, das Volk nennt sie zumeist Johannesfeuer, weniger gebräuchlich ist die Bezeichnung Sonnwendfeuer. Die vielen Berg- und Ortsnamen, welche Dr. Prinzinger in seiner Abhandlung über den „vorchristlichen Sonnendienst im deutschen Südosten"[1]) anführt, geben Zeugnis davon, wie tief dieser Brauch im Volke wurzelt. Es gibt eine Anzahl Sonnwendberge, -kogel, -steine, -bühel, -lehen, -peunten, ferner Simetsberge und Simetskogel, Feuerhörner, -kogel und die sehr zahlreichen Feuerpalsen und Feuergüter, die Brennbühel, Brennkogel, weiter die Feuersangberge-, -lehen, -wiesen und -güter weisen gleichfalls auf diese Sitte. Von allen diesen schreibt der vorgenannte Verfasser: „Diesen Bergen und Büheln, Gütern, Alpen und Wiesen ist gemeinsam, daß die hochgelegenen einen großen Umblick und gleichzeitigen Einblick in die umliegenden Täler, die niedrigern den Ueberblick des Tales, in dem sie liegen, gewähren; denn hier brannte, wie aus dem Namen zu schließen, je nach der Jahreszeit und Witterung höher oder tiefer, an den der Sonne geweihten Tagen, (am Sonnabend und Sonntage) und zu den Sonnwendzeiten das heilige Feuer, das Sinnbild des wohltätigen Tagesgestirns."

Während des Tages schleppen die Buben schon das Holz an die Feuerstelle, alte Besen, die abgedorrten Prangstauden, Klaubholz und Scheitholz wird zu einem mächtigen Stoß aufgetürmt. In manchen Orten steckt man, leider jetzt immer seltener, eine mit Stroh umwundene Stange in den Stoß, die am obern Ende eine in Lumpen gehüllte und

[1]) XX. Bd. d. Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landesk.

mit Stroh ausgestopfte Gestalt trägt. Bei Eintritt der Dunkelheit wird der Holzstoß entzündet, züngelnd lodern die Flammen empor und verzehren die Puppe, greller Feuerschein leuchtet weit hinaus in die Gegend und fröhliches Treiben entwickelt sich überall, denn sobald das Feuer ziemlich niedergebrannt ist, beginnt das Feuerspringen; gesprungen wird meist paarweise über das Feuer. Daß der Brauch des Sonnwendfeuers auch in der Stadt einst heimisch war, darüber schreibt Zillner in dem Werke „Die österr.-ungar. Monarchie", Band Salzburg-Oberösterreich folgendes: „Im XVI. Jahrhundert zündete man die Sonnenwendfeuer noch auf dem Hauptplatze der Stadt Salzburg an und 1568 zahlte die Stadtkammer für das „Sunwendtfeuer auf dem Protmarkte 5 Gulden, 2 Schilling, 10 Pfennig."

Im Pongau und Lungau ist mit dem Sonnwendfeuer zugleich auch das „Scheibenschlagen"[1]) verbunden. Dasselbe ist nur dort möglich, wo von der Hochfläche, auf der das Feuer brennt, eine Lehne steil abfällt.

Am Rande der Fläche ist ein etwa meterhoher Pfahl eingerammt und auf demselben vom Boden aus ein Holzladen schräg aufgenagelt. Der Scheibenschlager hat eine mehrere Meter lange, am Ende dünnere Haselnußstange; das letztere steckt er in das Loch der Scheibe, die aus einem Fichtenladen gebohrt ist, geht dann zum Feuer und entzündet sie, bis sie ganz in Flammen gehüllt ist. Hierauf tritt er an den Rand der Fläche und schwingt kreisend die Scheibe in der Luft, bis sie vollständig durchglüht erscheint und nun schlägt er sie kräftig auf den Laden auf, so daß sie abspringend im weiten Bogen wie ein leuchtendes Meteor in die Tiefe fliegt, dabei sagt er zugleich seinen Scheibenspruch. Die gewöhnliche Form des Scheibenspruches, wie er z. B. in Dorfgastein üblich, ist folgende:

„Sonnwendscheib'm schein,
Wenns schön ist
Soll's dem (der) N . . . sein!

Dabei wird der Name genannt, dem oder der der Scheibenschläger die im Sonnenwend- oder Johannsfeuer glühend gemachte Holzscheibe widmete, so z. B. Vater, Mutter, Lehrer 2c. 2c.

Die Scheiben werden schon im Winter vorgeschnitten; so sollen vor mehreren Jahren die Burschen in Muhr im Lungau gegen 300 Scheiben zum Schlagen vorbereitet haben.

In der Umgebung Radstadts rollen sie übrigens auch Feuerräder über die Lehnen hinab.

---

[1]) Mitteilung des Herrn Fachlehrer Greiderer.

Das Preberschiessen.

Das Scheibenschiessen am Prebersee.

Am Nordostrande des Lungaus, als Grenzberg zwischen Salzburg und Steiermark, erhebt sich der 2741 Meter hohe Preber, zu dessen Füßen eingebettet in ziemlicher Höhe zwischen Lercheck und Waldschober der romantische Prebersee liegt.

An seinen Ufern spielt sich zu Zeiten ein Schauspiel ab, das wohl nicht leicht seinesgleichen hat, es ist dies das eigenartige Preberschießen. Dasselbe wird bei besonders freudigen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Jubiläen, patriotischen Anlässen von den Bewohnern Tamswegs veranstaltet; abgesehen von den dabei gebrauchten verbesserten Waffen, verläuft das Schießen heute noch so, wie es Kürsinger vor mehr als 50 Jahren geschildert hat.

Am Morgen des Festes wimmelt es auf allen einsamen Steigen, die von der Tiefe herauf zum See führen, von fröhlichen Schützen, Geistlichen, Beamten, Lehrern, Bürgern und Bauern. Die Büchse über die Schulter, den Schießranzen umgehängt, eilen sie herbei von St. Michael und Mauterndorf über den Kamm des Lessachtales, von Tamsweg, Maria-Pfarr, Ramingstein über Heiden kommend, während die steirischen Schützen über Seetal oder von der Krakauer Seite die waldigen Höhen überstiegen.

Auf einem freien Platze zwischen den Lärchenbäumen steht ein mit Ochsen bespannter Wagen mit Fässern und Eßwaren beladen. Schützen von Steiermark und Lungau liegen und stehen in Gruppen umher, während fröhliche Jauchzer die Ankunft neuer Trupps melden.

Vorne am See da „duschts" schon, Schuß auf Schuß und der Zieler juchezt sich schier heiser, wegen der vielen tief im Schwarz steckenden Schüsse.

Hart an den mit würzigen Alpenkräutern durchwobenen Saum des Sees steht eine höchst einfache Schießhütte, für den Schützen am Schlecker und Haupt so hergerichtet wie's auf solcher Höhe nur sein kann.

Daneben steht der lange Tisch mit den Einschnitten zum Schußzeug für Büchse und Ladung. Gegenüber am andern Ufer des Sees sind die Scheiben auf einer vorspringenden Landzunge aufgestellt, ihr Bild widerspiegelnd im ruhigen See.

Auf dieses Bild im Wasser zielt der Schütze und nimmt das tiefe Schwarze im Wasserspiegel fest ins Korn. Es knallt und drüben am Lande hinter der Scheibe hebt sich der österreichische Doppeladler plötzlich in die

Höhe, schüttelt seine Schwingen und Böllerschüsse verkünden, daß ein tüchtiger Schütze das eiserne Näglein im Schwarzen durchschossen. Der Zieler erscheint, es ist alles nur das Werk eines Augenblicks, schaut in die Scheibe, schaut nach dem Adler, schaut nach dem Schützen, kratzt sich hinter den Ohren und als hätte ihn der Schlag gerührt, bricht er zusammen. Da rafft er sich wieder auf, springt um das Scheibenpferd, umreitet drei- bis viermal die Scheibe, wirft Pferd, Haube und Zielrute von sich und in die Klänge der Musik mischt sich der laute Jubel der anderen Schützen. Sie begrüßen den Wackeren, der stumm, den Arm auf den Kugellauf gelehnt, sich des glücklichen Meisterschusses freut. Neben dem Stande auf einer hohen rotweiß bebänderten Stange flattern wie zum Gruße die seidenen Preisfähnlein, mit glänzender Münze behangen.

Als die Sonne sich mehr dem Untergange neigte, da knallten die Schlußschüsse, unter rauschendem Trompetenschall wurden die Gewinste verteilt und mit einem biederen Händedruck und „Pfüat Gott" schieden die Schützen, um noch vor Einbruch der Nacht über die gefährlichen Steige hinweg zur Taltiefe zu gelangen.

Strohschiessen.

Bei Zimmerschützen-Gesellschaften wird im Fasching sehr oft mit einem der wöchentlichen Schießabende ein „Strohschießen" verbunden. Jeder Schütze hat für einen vorher bestimmten Wertbetrage einen „Schützenfortl" (den Gewinst) zu kaufen und diesen in Stroh verpackt zum Schießen mitzubringen. Die Festscheibe wird von einem Unparteiischen angeordnet, indem auf irgend einem beliebigen Punkte derselben, ein kleines Nägelchen als Zentrum geschlagen wird, von welchem aus dann später die einzelnen Schußweiten bemessen werden. Ist dieses geschehen, so wird die Vorderseite dieser Scheibe mit einem glatten oder auch bemalten Papier verdeckt, dieses Deckblatt nach rückwärts zugeklebt und die Scheibe in der Form dem Schützenmeister übergeben, so daß weder dieser, noch ein anderer Schütze weiß, auf welcher Stelle sich das Zentrum befindet. Jeder Schütze gibt daher nur auf gut Glück seinen Schuß ab. Sind sämtliche Schüsse abgegeben und jeder mit seiner Schützennummer auf der Scheibe versehen, so wird das Deckblatt abgenommen und die einzelnen Schüsse ihrer Güte und Entfernung nach be-

messen. Mancher der den besten Schuß gemacht zu haben glaubte, kratzt sich hinter den Ohren, wenn er nun gerade das Gegenteil von dem sieht, was er gehofft und mancher Hoffnungslose geht als Sieger hervor.

Nun kommt es zur „Preisverteilung". Alle Strohfortel liegen in ihren verschiedensten Umhüllungen vor und der beste Schütze darf als „Erster" seinen Gewinst aussuchen, dann der Zweitbeste u. s. f.

Jeder Preisträger steht wieder wie beim Schießen vor einem Rätsel, da er nicht zu beurteilen vermag, was der Strohmann in sich birgt. Mit Neugierde wählt nun jeder, packt vorsichtig aus und meistens fehlt es nicht an Lachsalven beim Ansichtigwerden des Gewinstes ob dessen komischen Charakters. Nicht selten freut sich auch der Letzte, dem die Wahl am leichtesten gemacht ist, oft noch mehr als seine Vorgänger über den geheimnisvollen Inhalt des von allen Bevorzugten verschmähten Strohknäuels.

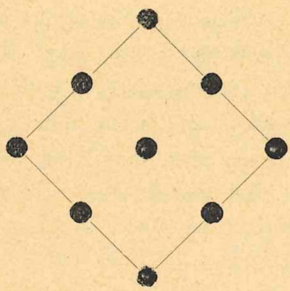
Kegelscheiben.

Eine der beliebtesten Unterhaltungen ist das Kegeln[1]), an welchem sich alles ohne Unterschied der gesellschaftlichen Stellung in seinem Kreise gerne beteiligt. Selbst das bescheidenste Landgasthaus hat seine Kegelbahn und fröhliche Kegler finden sich gern des Abends dort ein; ununterbrochen hört man dann das dumpfe Rollen der Kugel, den klatschenden Ton der fallenden Kegel und das gellende Jauchzen des Aufsetzbuben. Mit wichtiger Miene tritt der Kegler, wenn die Reihe an ihn kommt, an den Mittelladen, benetzt beide Handflächen, dreht die Kugel herum, tritt etliche Schritte zurück, bückte sich, mißt, wiegt und fängt an zu schwingen, nun ein letzter Schwung und ein Ruck und die Kugel saust rumpelnd hinaus zu den neun Kegeln, von denen 8 an die Wand fliegen. Der Bube draußen jauchzt und der geschickte Scheiber wird von allen Seiten beglückwünscht, denn er hat einen Naturkranz geschoben, d. h. er hat alle 8 Kegel, die den mittleren umgeben, auf einen Schub geschoben; dieser zählt teils 18, teils 24 wie es eben ausgemacht wurde. Da nun ein solches Ereignis in der Geschichte der Kegelbahn unvergessen bleiben soll, so malt ein Schriftkundiger mit Kreide einen Kranz an den Dachladen der Kegelstatt und schreibt dazu z. B.: „Stefan Högler, Naturkranz 23. 6. 1897". Scheibt man aber auf mehrere Schübe die 8 Kegel um den mittleren weg, so daß dieser allein stehen bleibt, so heißt diese Figur

[1]) Nach Mitteilung der Herren Schmid u. J. Perreiter.

Kranz und zählt 12; liegen alle Kegel so zählen sie 9, wurden aber alle 9 auf einen Schub geschoben, so zählen sie 27.

Die gebräuchlichsten Formen des Spieles sind folgende.



1. Das Abscheiben. Die Kegelscheiber teilen sich in zwei Rotten oder zwei Partien z. B. durch Ziehen von roten und weißen Nummern oder dgl. Die Kegel stehen in Form eines übereckstehenden Quadrates. Jeder Scheiber hat 3 Schübe; nur muß der folgende das wegscheiben, was sein Vorgänger stehen gelassen und erst nachdem vollkommen abgeräumt ist, werden die Kegel wieder aufgesetzt. Die Differenz wird nach drei Umgängen in Hellern oder Kreuzern bezahlt.

2. Eine Abänderung des Abscheibens wird jedoch häufiger gepflegt, indem jeder Scheiber drei Schübe macht; doch für jeden zu seinem ersten Schub die Kegeln wieder aufgesetzt werden, so daß er, wie es heißt, in „die vollen" kommt. Hat er jedoch auf 1 oder 2 Schüben abgeräumt, oder einen Naturkranz oder Kranz erlegt, so müssen ihm zum 2. oder 3. Schub die Kegel neu aufgesetzt werden, damit er in der Zahl der Schübe nicht verkürzt werde.

3. Preisscheiben. Hier kommen die roten und die weißen Nummern wie früher, in ein Säckchen und jeder Scheiber zieht seine Nummer bis rot 1 und weiß 1 gezogen ist. Die Scheiber mit 1 sind die Führer ihrer Partei und stehen an der Tafel obenan. Dann wählt rot einen Scheiber, hierauf weiß 1, dann wieder rot 1, hierauf weiß 1 u. s. w. Daraus ersieht man, daß die Führer zuerst die besten Scheiber wählen und zuletzt die schlechteren zu stehen kommen. Jeder Scheiber zahlt vor Beginn des Spieles einen Betrag von 4 oder 5 Kreuzern und aus der Summe dieser Beträge werden halb soviel Preise gemacht als Scheiber spielen. Sind z. B. 40 Kreuzer eingegangen und 8 Scheiber vorhanden, so ist der I. Preis 15 Kreuzer, der II. 12, der III. 8 und der IV. 5 Kreuzer, so daß der letzte Preis seinem Einsatz entspricht. Hierauf beginnt das Scheiben und für jeden Scheiber werden die Kegel aufgesetzt wie im Spiele 2.

An der Tafel wird dann folgendes Bild entstehen.

Umgänge.

Name	Rot:					Weiß:			
A.	14	8	9	31	S.	16	7	9	32
G.	12	7	13	32	T.	12	14	12	38
K.	6	5	8	19	Li.	8	9	8	25
L.	7	9	5	21	R.	7	6	6	19
	39	29	35	103		43	36	35	114

Partei-Differenz 11

S steht dem A gegenüber Differenz 1
T „ „ G „ „ 6
Li „ „ K „ „ 6
R „ „ L „ „ — 2

Differenz der beiden 1. beträgt 11 + 1 = 12
„ „ „ 2. „ 11 + 6 = 17
„ „ „ 3. „ 11 + 6 = 17
„ „ „ 4. „ 11 — 2 = 9

Diese Differenzen werden zwischen je zwei gegenüberstehenden Scheibern ausgeglichen.

I. Preis T mit 38 Kegeln.

II. und III. Preis S und G rittern mit je 32 Kegeln.

IV. Preis A mit 31 Kegeln.

Beim Rittern ist ein Schub in die vollen entscheidend.

4. Lavenett. Jeder Scheiber zahlt einen Betrag von 20 oder 30 Kreuzern und aus dieser geschaffenen Kassa wird der Scheiber nach jedem Schub gezahlt. Die Zahl der Kegel zählt, wenn der erste dabei ist, um eins mehr, denn dieser zählt für 2, sonst aber zählen sie einfach. Jeder bekommt soviele Kreuzer als er Kegel geschoben hat. Nach jedem Schub wird aufgesetzt. Ist der Kassastand schon sehr nieder, 10 bis 15 Kreuzer, so zählt die Zahl der Kegel in beiden Fällen mit oder ohne ersten Kegel einfach. Scheibt ein Scheiber gegen den Schluß der Kassa mehr Kegel als der Kassastand Kreuzer enthält, so zahlt er soviel Kreuzer darauf, als er die Zahl der Kreuzer überschoben hat; dies dauert solange bis der Kassastand genau Null wird.

5. Schanzeln oder Besserscheiben. Jeder Scheiber zahlt vor Spielbeginn 2 Kreuzer, 5 Kreuzer oder mehr und jeder scheibt einen Schub in die vollen. Der am meisten geschoben, zieht die Kassa ein. Wird der beste Scheiber von einem zweiten oder eventuell dritten Scheiber eingestellt, d. h. scheibt der zweite oder dritte Scheiber ebensoviel wie der beste, so zahlen jene, die weniger geschoben haben nach, und das Spiel beginnt von neuem, bis endlich ein Scheiber am meisten geschoben hat,

6. Das „Umi[1])-Scheiben" ist ein Nebenspiel beim sogenannten Schanzeln. Nachdem jeder Scheiber seinen bestimmten Betrag in die Schanz gesetzt hat, gibt es noch einen Sonderbetrag mit der Bezeichnung „a Fünferl oder Zehnerl[2]) umi". Dabei hat jeder Scheiber demjenigen seiner Spielgenossen das Fünferl, oder was als „umi" gilt, zu zahlen, der mehr Kegel scheibt als er, bekommt aber auch von jedem, der weniger scheibt als er diesen Betrag. Scheibt einer z. B. 5 Kegel, so zahlen ihm die, welche 0, 1, 2, 3 oder 4 Kegel geschoben hatten, während er an die mit 6, 7, 8 und 9 Kegel zahlen muß. Wenn also ein Scheiber nach dieser Spielweise allein 8 Kegel macht und die anderen alle weniger, so gewinnt er vor allem die „Schanz" und bekommt von jedem Mitspieler den Betrag für „umi". Fehlt einer allein, so verliert er seinen Teil an der „Schanz" und muß an jeden Scheiber, der nicht auch gefehlt hat, den „umi"-Betrag zahlen.

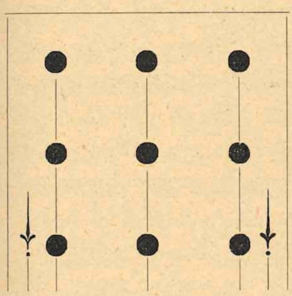
7. Totscheiben. Die Scheiber werden hier nicht in zwei Rotten geteilt, sondern die Nummern ergeben die Reihenfolge der ersteren. Jeder Scheiber hat einen Schub zu machen; Preise belohnen wieder die guten Treffer, die jede Kugel auf den Mittelladen aufzulegen haben. Es sind wieder halb soviel Preise als die Zahl der Spielenden beträgt. Der erste scheibt in die vollen Neun, trifft er aber nur 2 Kegel, so bekommt er einen Strich. Der zweite scheibt wieder auf die noch stehenden Kegel, trifft er, so ist er gut, trifft er nicht einen Kegel, bekommt auch er einen Strich. Je weniger Kegel nun stehen, desto schwieriger ist es für den Scheiber, insbesonders dann, wenn nur noch 1 oder 2 Kegel stehen, die eventuell durch einen Schub geschoben werden können. Trifft er nicht, bekommt er einen Strich, trifft sein Nachfolger den einen oder beide Kegel, so daß er abräumt, bekommt der Vorgänger wieder einen Strich, bis ein Scheiber nach dem andern seine 4 oder 5 Striche hat und dann

[1]) Hinüber.
[2]) 10 und 20 Heller.

nicht mehr mitscheiben darf. Sie sind tot und müssen gewöhnlich in lustiger Runde eine Trauerhymne anhören. Endlich sind dann nur mehr so viele Scheiber als Preise da sind, die in der Reihenfolge zur Verteilung kommen.

8. Das Schmaraggeln, Platzkegeln oder Bühnkegeln, wird ebenfalls an manchen Orten gespielt. Dabei werden sehr große Kugeln benützt, die aber mehr geworfen als geschoben werden. Die Spieler teilen sich gleichfalls in zwei Parteien; die Kugel wird dabei in einer Entfernung von ungefähr 4 bis 5 Meter von den vier Seiten aus geworfen. Die Kegel stehen daher hier nicht in einer gedeckten Bahn, sondern inmitten eines freien Platzes. Spaur in seiner „Reise durch Oberdeutschland" teilt hierüber seine Beobachtungen aus dem Pinzgau in folgender Weise mit: „Ihre schweren Kegeln stehen einige Zoll in die Erde gegraben in einer Entfernung von 2 Schuhen in 3 ganz geraden Linien von einander. Ihre Kugeln sind nach dem Verhältnis jener nicht minder groß oder schwer. Eine geübte Kraft wird dazu erfordert, drei dieser Kegel auf einen Wurf aus ihrer festen Lage zu bringen. Doch sah ich mehrere 4, aber nur einen 10 Kegel mit drei nacheinander geschobenen Kugeln umwerfen."

Vereinzelt trifft man auch eine sogenannte Wandkegelbahn an. Bei dieser stehen die Kegel nicht in einem übereckstehenden, sondern mit der Wand parallelen Quadrate, und zwar so weit von der Wand entfernt,



daß die große Kegelkugel noch ganz bequem zwischen den Kegeln und der Wand durchfinden kann, der Scheiber also ein Loch scheibt, was umso leichter möglich ist, als jede Kugel auf dem Mittelladen aufgelegt werden muß und niemals eine Kugel nach der Wand geschoben werden darf. Der Scheiber bedient sich daher des Anwandelns, d. h. er scheibt die Kugel nicht direkt auf den Kegel sondern zuerst an die Wand, so daß die Kugel von der Wand aus auf den ersten Kegel rollt und dadurch leicht die Möglichkeit geboten ist, alle 3 Wandkegel auf einen Schub zu treffen. Die eine Partei scheibt nun fort bis jeder Scheiber seine 3 Schub gemacht hat. Erst nachdem alle Kegel abgeräumt sind, wird neu aufgesetzt. Die Kegeldifferenzen werden nach 3 Umgängen in Kreuzern oder Hellern ausgeglichen.

Karten- und Würfelspiel.

Das Kartenspiel.

Hat der Bauer feiernde Zeit, so wird zu Hause und auch in den Gasthäusern gerne „gekartelt“, im Winter selbstverständlich mehr als im Sommer; doch auch da gibt es Tage, daß man, wenn der Regen ununterbrochen herniederrauscht, die Karten hervorsucht, um sich beim Spiel die Zeit zu vertreiben. Im häuslichen Kreis ist das Spiel ziemlich harmlos, denn man spielt dabei selten um Geld, meist um Nüsse, Bohnen, Zwetschkenkerne, selbst um Schuhnägel. Immer und immer wieder hört man dann die gleichen Zwischenrufe, die uns Stelzhamer so unvergleichlich lebenswahr in seiner Dichtung „Da Spiellump“ mitteilt: „Draut sö kaina, tues i!“ — „Und i a! Gi na he!“ — „Grüen!“ — „Kann nöt affi!“ — „Drumpf! — Drumpf! — Zwickt!“ — „Auweh!“

Es ist eine ziemliche Anzahl von Spielen, die gespielt werden, und zwar sind es, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, folgende: Grünober, Schnapsen oder 66gerln, Ramsen, Deutsch-Tarokieren, Walacheln oder Präberanzen, Laubbieden, Halbzwölfe, Stöckln, Mariagen, Trentione, Grüne Wiese, Wadden, Zwicken, Kratzen, Färbeln, Eckeln, Einundzwanzig und Brandeln. Von den Spielen, die nicht mehr gespielt werden, sind zu nennen das Handeln und Hundern einst in Ebenau, das Trischacken, letzeres in Rauris gebräuchlich. Ueber ein merkwürdiges Spiel berichtet Hübner aus der Talgauer Gegend, indem er schreibt: „Unter die hier üblichen sonderbaren Spiele gehört das sogenannte „Kleineln“, wozu sie eine eigene, ganz kleine Gattung Karten haben, welche bei den Kartenmalern deswegen auch die Thalgauer Karte genannt wird. Es ist zum Teil ein Glücksspiel, bedarf aber auch großer Aufmerksamkeit und Spielkunde, doch beginnt dieses Spiel allmählich aus der Uebung zu kommen.“

Fast ganz in Vergessenheit ist geraten das Spiel mit der Hexenkarte, das sogenannte „Hexeln“. Das Spiel bestand aus 32 Blättern; davon hatten 20 Figuren und die übrigen zeigten in großen, roten Ziffern die römischen Zahlen von I bis XII. Die Figuren trugen eine Ueberschrift, deren Schreibung hier beibehalten wurde. Es waren folgende: 2 Blätter „Hex“, die eine ritt auf einen Besen, die andere ebenfalls reitend, hatte einen Schlüsselbund in der Hand, ebenso waren die übrigen figuralen Blätter doppelt; „Gasthaus“ auf dem einen Blatt stand „Einkerth“, auf dem andern „Auszahlt“; „Narr“ zwei Harlekinsgestalten; „Däller“, dieselben auf einem Polster ruhend mit angegliedertem Rokokoornament; „Miau“, die eine Katze rosa mit zinnoberroten Tupfen, die

andere blau; „Wurst“, Gestell mit 2 Reihen übereinanderhängender Würste, nach oben durch eine Bandschleife abgeschlossen; „Glas“, becherförmige Gefäße auf einer Platte stehend, die von einem muschelartigen Ornament getragen wird; „Hott“, das eine Pferd blau, das andere weiß gefärbt mit roter Schabracke; „Pfeif,“ papageiähnliche Vögel in phantastischer Zeichnung und bunter Färbung; „Werda“, Soldaten in Pandurentracht mit Krummsäbel und Karabiner.

Das Hexenspiel[1]) wurde in folgender Weise gespielt: „Zu diesem Spiele ist eine Gesellschaft von mindestens 4 Personen erforderlich, die sich bis zu 20 erstrecken kann, jedoch darf sich die Zahl der Mitspielenden über 20 nicht erhöhen.

Man formiere eine Rundgesellschaft, mache mit der Kreide auf den Tisch einen Kreis und verteile für jeden Mitspielenden einen langen Strich, je nachdem die Gesellschaft das Spiel in die Länge ziehen will, auf 10 bis 12 Querstriche, gebe an, um welche Interessen man spielen will, um Nüsse, Bohnen, Spielmarken oder Geld.

Man kann den Betrag erhöhen wie man will und die Zahl der Querstriche auch vermindern, um die Partie schneller zu beendigen.

Man nehme das „Hexel“-Spiel, mische selbes gut, gebe jeden Mitspielenden ein Blatt und lege die übrigen Karten beiseite, wobei jedoch Haupt- und Anrufsblätter als: Pfeif, Einkehrt, Auszahlt, Hott, Werda und Miau als die Hauptblätter zu bemerken sind. Man besichtige das erhaltene Blatt; enthält selbes Teller, Glas, Würste, Narr, Hexe oder die niedersten Zifferzahlen, so sind selbe zum Tauschen geeignet. Man tauscht immer mit der links sitzenden Person jene Blätter, welche im Spiele die mindesten sind. Hat man hingegen ein Anrufsblatt, so verbleibt man mit selbem — „ich bleib“. Die Reihenfolge der Blätter ist: Pfeif, überhaupt das höchste Blatt, Halt oder Werda, Miau, Einkehrt, Auszahlt, Hott, dann die römischen Zahlen von XII bis I, die minderwertigsten Blätter sind: Würste, Teller, Glas, Narr und Hexe.

Wird man zum Tauschen aufgefordert und man hat eines der Anrufblätter, so ruft man dem Aufforderer den Namen des Blattes entgegen, dann hat der Angerufene einen, beim Pfeif (hier wird tatsächlich gepfiffen) jedoch zwei Striche zu löschen.

Wenn Niemand mehr zu tauschen hat, werden die Karten aufgelegt,

---

[1]) Die Spielregel verfaßt von der Kartenmalerin Preisinger wurde von Herrn Rich. Düringer dem Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellt und teilweise durch Herrn Kontrollor A. Buchgraber ergänzt.

und hat der Besitzer der schlechtesten Karte einen, der Besitzer einer Hexe aber zwei Striche zu löschen.

Der zum Tauschen Aufgeforderte muß immer tauschen, wenn er nicht ein Anrufblatt hat und der Angerufene kann seinen Versuch beim zweitnächsten Nachbar machen u. s. f.

Jede mitspielende Person, welcher alle Querstriche schon gelöscht wurden, hat keinen Anteil mehr am Spiele. Ist jedoch noch eine unter den Mitspielenden, welche noch alle Striche hat, so kann man sich nach Belieben einkaufen, bekommt aber um einen Strich weniger als beim Beginne des Spieles.

Jene Person, welche zuletzt die meisten Striche hat, gewinnt die Partie."

Paschen.

Mit diesem Worte bezeichnet man im allgemeinen das Würfelspiel. In den meisten Gasthäusern trifft man den Lederbecher mit den beinernen Würfeln; besonders beliebt ist das Wein auspaschen. Der Pasch ist ein Wurf, bei welchem auf 2, 3 Würfeln überall gleichviel Augen obenauf zu liegen kommen, z. B.: 4, 4, 4 = 12 und gilt als Pasch doppelt so viel = 24.

Das Herbstalspiel ist ein Spiel mit einer besonderen Art Würfel; es wird mit 6 Würfel gespielt, von welchen jeder nur auf einer Seite eine Zahl hat, in der höchsten Zahl kann aber nur 21 geworfen werden.

Perchtenlauf und Perchtentanz.

Im Glauben des Volkes erscheinen einzelne der alten Göttinen als milde Helferinnen im häuslichen Leben, insbesonders wird Freya, die Gattin Wodans, als eine solche angesehen. Sie lebt fort unter dem Namen Holda oder Holle, aber auch als Perchta, die Prächtige, Glänzende. Diese Doppelform für ein oder dieselbe mythische Gestalt ist sehr bezeichnend. Sie tritt zutage zunächst im Glauben, hier die milde, liebliche Erscheinung Holdas, dort jene der abschreckenden, strafenden Perchta; noch mehr aber tritt dieser Gegensatz in Sitte und Brauch hervor.

Holda ist vor allem Brunnenfrau; daß die Kinder aus den Brunnen, aus Bächen z. B. aus der Salzach geholt werden, wird im Volke ziemlich allgemein den Kindern erzählt. Sie ist auch die spinnende Frau, das

Gedeihen des Flachses steht unter ihrem Schutz. So erblickte[1]) das Bauernmädchen, das an einem heiterem Wintertag den Untersberg hinanstieg, auf einmal eine wunderschöne, weißgekleidete Frau, die auf dem frischgefallenen Schnee Flachsbündel ausbreitete. Die geheimnisvolle Frau rief das erschrockene Mädchen zu sich und sprach: „Nimm, mein Kind! und löse Dir die Bündel hier zu Deiner Hochzeitssteuer“. Gehorsam erfüllte das Mädchen den Auftrag, die weiße Frau aber war verschwunden, ehe das Kind nur ein Wort des Dankes sagen konnte. Als es zu Hause dann die Schürze öffnete, fielen statt der Flachsbündel eitel Perlen und Edelsteine heraus.

Holda tritt auch als weiße Frau dem Menschen entgegen. Nach der Sage wandelt sie geräuschlos im weißen, faltenreichen Kleide durch Gänge, Türen und Kammern der Feste Hohensalzburg und die Wachen stehen beklommen, wenn die weiße Frau durch die alte Feste zieht. Aber auch an andern Orten ist sie gesehen worden, so auf der Weyerburg bei Bramberg und in den Trümmern der Ruine Wartenfels bei Thalgau.

In der Percht dagegen zeigt sich uns das Bild der Göttin viel entstellter als in Holda. Sie wird stets als ein kleines, steinaltes Weiblein geschildert mit glänzenden Augen, langer Adlernase und verworrenen Haaren. Sie trägt einen langen, zerlumpten Kittel, einen Schlüsselbund an der Seite und zerrissene Schuhe.

Ein Kinderreim aus der Flachau, welcher lautet:

„Döscht ob'n auf'n Bergei is a Zittabirch'n,
Und a vahornats Weibi tuat Bandlwirkn“,

dürfte auf die Gestalt der Percht Bezug haben. Jedenfalls ist diese Auffassung sehr verschieden von der Anschauung Simrocks in seinem Handbuch der Mythologie, in welchem er sagt: „Berchta ist im Salzburgischen eine schöne Erscheinung, sie trägt ein himmelblaues Kleid mit einem Schellenkranz“.

In den Rauhnächten hält Perchta ihren Umzug[2]). Es erwacht die Ahnung ihres rückkehrenden Reiches und in den Winterstürmen streut sie Segen für das nächste Jahr. Auf ihren Zügen zeigt sie sich oft nachts an Kreuzwegen dem einsamen Wanderer; sie winkt ihm freundlichst zu und hält ihm ein schwarzes Tuch vor. Nimmt der Wanderer das Tuch an, dann stirbt er noch im gleichen Jahr, schlägt er aber ein Kreuz und spricht:

---

[1]) Nach Freysauff „Salzburger Volkssagen“.
[2]) Freysauff „Volkssagen“.

„Frau Pert, Frau Pert,
Wirfs Tüchel um d'Erd!"

so kehrt Glück und Segen ein in sein Haus. Zeigt sich Frau Pert in einem Stall, dann bricht gewiß unter dem Vieh eine Krankheit aus. Nur das übers Kreuz gesteckte Johanniskraut oder der durchlochte Trudenstein halten den Dämon ab.

Auch die Percht erscheint als Spinnfrau, denn in der Thomas-, Christ- oder Neujahrsnacht, oder am hl. Dreikönigabend kommt sie in die Nähe der Häuser, schaut zum Fenster herein oder guckt durch den Kamin auf den Herd herab, sieht nach Spindeln und Spulen und straft die Faulen und Saumseligen durch das Aufschneiden des Bauches und Anzünden der hineingesteckten Haarwickeln.

Wie Holda ist Percht auch Kinderfrau, aber in der schlimmeren Bedeutung, sie sammelt die ungetauften Kinder um sich und zieht an deren Spitze durch das Land. Eine sehr bezeichnende Sage aus dem Munde einer Achtzigjährigen beweist, wie tief vorerwähnter Glaube im Volke wurzelt. Diese erzählt[1]): „Ein Mann und sein Weib begegneten einst der Frau Percht mit ihrer namenlosen, ungetauften Kinderschar und verbargen sich während des Zuges derselben in einem Gebüsch neben der Straße, konnten aber aus Neugierde nicht unterlassen, durch die Zweige hinaus zu spähen. Da sahen sie dann, wie ein ganz kleines Kindlein dem Zuge nachhinkte und kaum imstande war, demselben zu folgen. Da sagte der Mann zu seinem Weibe: „Ui Jegal, schau's an dös kloan Regal wie's nachi hatscht". Schnell drehte sich das Kind um, kam auf ihn zu und dankte ihm für seine Erlösung. Gleich darauf schwebte es mit lichtem Glanz zum Himmel. Er hatte unbewußt, indem er sagte „dös kloan Regal", gleich die kleine Regina, dem Kinde einen Namen gegeben und so dasselbe erlöst." Daher hört man hie und da die Meinung, wenn man der Perchtl unterwegs auf ihrem Zuge begegnet, so muß man das letzte Kind benennen, dann ist dessen Seele erlöst und die Perchtl dankt für die Guttat.

Frau Percht wurde durch Opfer und besondere Festlichkeiten gefeiert, daher bestand auch einst in unserem Lande die Sitte der Speisenopfer, um die Göttin zu versöhnen. Hübner erwähnt, daß man in Pinzgau am Bachltag, d. i. der Weihnachtsvorabend, von jeder Speise einen Löffel voll auf einen Zaunpfahl oder auf das nahe Feldgitter legt, um es dem Wind als Opfer zu weihen. Bemerkenswert ist ferner auch, daß nach

[1]) Salzburger Alpenheim 1898.

Prinzinger in unserem Gebirge das Weihnachtsbäumchen den Namen Berchtelboschen oder Bächelboschen erhält.

Der Glaube an die Percht findet sich im ganzen Gebiete der Ostalpen, wie im daranstoßenden Bayern selbst über die Donau hinaus und zugleich knüpft sich in irgend einer Form stets eine volkstümliche Sitte daran, sei es z. B. als Perchtgang wie in Bayern oder als Perchtjagen wie in Kärnten; aber in ureigenster Weise findet der Perchtenkult doch nur seinen Ausdruck im Perchtenlauf und Perchtentanz unseres Heimatlandes, dem vielleicht das Schemen- oder Huttlerlaufen Tirols am nächsten kommt.

Soviel auch über die Percht schon geschrieben wurde, besser als der Benediktiner Beda Weber hat dieselbe noch niemand gekennzeichnet; er weiß das dunkle Empfinden des Volkes diesem elbischen Wesen gegenüber in das richtige Licht zu stellen. Nach ihm bedeutet „Perchta oder Percht eine unheimliche von übermenschlicher Kraft und Begeisterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Bösen verbreitende Gestalt. Solcher Wesen gibt es zweierlei Arten, gute und böse, beide in der Mitte zwischen Menschen- und Geisterwelt gestellt, die ersteren mit Wohlwollen, die letzteren mit Ungunst und Feindschaft dem Menschen nahend, außerordentlich empfindlich gegen gutes und böses Benehmen der Leute gegen sie. Unbild verscheucht die Guten augenblicklich und reizt die Bösen zur Wiedervergeltung. Ihre Schadenlust ist aber nur in gewissen Verhältnissen den Menschen gefährlich, wo er sich nämlich durch eine moralische Blöße in den Zustand des Unrechtes versetzt hat. Sie wohnen nicht bei den Menschen, gehen aber zu gewissen Zeiten, namentlich vom Anfang des Advents bis zum Fest der hl. Dreikönige an den Menschenwohnungen vorüber, mehr hör- als sichtbar, aus unbekannten Wohnstätten hervorbrechend mit Geheul und Lärm, durch trügerische Laute lockend, auf bekannte Geistersprüche an Vertraute Antwort erteilend, auch unbekannte Verbrechen strafend. Wer von ihnen eines Frevels wegen Unglimpf erlitten, kann nur von ihnen geheilt werden und sie tun es nur am nämlichen Orte, in ähnlichen Verhältnissen, zur nämlichen Zeit, oft gar erst dann, wenn die nämliche Ordnung im Kalender wieder einbricht.

Im Menschen wohnt ein natürliches Doppelgefühl gegen sie, Furcht und Sehnsucht zugleich, Furcht vor ihrer Unheimlichkeit, Sehnsucht nach ihren außerordentlichen Kräften.

Man sieht, die Perchten sind Wesen der Volksmythologie, eine Art Mittelschaft zwischen dem Menschen und dem Geschicke, zwischen dem

Guten und dem Bösen, zwischen der Vernunft und Willkür, gewissermaßen die Personifizierung der sinnlichen und natürlichen Triebe und Neigungen in jeder Menschenbrust.

Kein Wunder, daß die östlichen Völker baiwarischen Stammes auf den Einfall kamen, sie nachzuspielen, ganz in der Art und Weise, wie der Begriff von ihnen sich feststellt."

Diese Nachahmung der Percht im Spiel findet sich bei uns sowohl im Pongau und Pinzgau, wie auch sehr verblaßt und nur noch Spuren von der ursprünglichen Bedeutung aufweisend im Flachgau, während aus dem Lungau nichts darüber bekannt ist.

Einer der größten Perchtenumzüge fand im Jahre 1892 in St. Johann i. P. statt, nachdem dieser Brauch auch dort 25 Jahre, seit dem Jahre 1867, geruht hatte.

Bei der Darstellung dieses Umzuges lege ich einen Aufsatz von Zdenko Anderle zugrunde, der im Jahre 1899 in der Zeitschrift „Zur guten Stunde"[1]) erschienen ist, und welcher diesen Gegenstand in erschöpfender Weise mit Hervorhebung aller wichtigeren Einzelheiten behandelt.

„Das Pongauer Perchtenlaufen beschränkt sich in seiner Wesenheit auf einen Umzug, der einerseits ebenso grotesk wie feierlich, anderseits ebenso komisch auf den Beschauer wirkt. Für diese wechselnden Eindrücke sorgen die „Schönperchten" gemeinschaftlich mit den „schiachen" Perchten.

An dem Perchtenlaufen im Februar 1892 zu St. Johann i. P. beteiligten sich ungefähr 20 schöne und über 100 wilde Perchten. Die mit unglaublicher Mühe, viel Zeit und Geldaufwand verbundene Zusammenstellung dieses Aufzuges hatte der Vorstand der Landgemeinde von St. Johann und wurden die schönen Perchten von den angesehensten Bauern dargestellt, wie überhaupt alle Darsteller dem Bauernstande entnommen waren. Die Bürger des Marktes beteiligen sich daran ebenso wie die beim Perchtenlaufen erschienenen Fremden nur als Zuschauer.

Der Typus der Pongauer Percht ist die Tafelpercht, eine sogenannte „Schönpercht". Der als Perchtenläufer kostümierte Bauernbursche trägt die ortsübliche Tracht, bestehend aus dem kurzen, dunkelgrünen Lodenrocke, der schwarzledernen, mit grüner Seidenstickerei verzierten Kniehose, den genagelten, schweren Bergschuhen, dem roten Halstuch, weißem Hemde nebst dem kielfedergestickten Ledergürtel. Die hiezu verwendeten, weißen, hohen Strümpfe nebst dem blendend weißen Schurz, dessen eine Zipfel an der rechten Hüfte in den Gürtel gesteckt ist, vervollständigen jene. Auf

---

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers „Deutsches Verlagshaus Bong u. Co." Berlin W. 57.

dem Kopfe trägt er den sonderbarsten Kopfschmuck, der wohl je erdacht wurde. Es ist dies die „Perchtenhaube“ oder auch „Perchtenkappe“.

Sie besteht aus einer hohen Kopfbedeckung von scharlachrotem Sammt, aus der ein nahezu zwei Mannshöhen messendes Holzgestell emporragt, welches aus zwei quadratförmigen Brettern besteht, welche, jedes auf eine der Ecken gestellt, übereinander angebracht sind. Eine rückwärts durchlaufende Eisenstange sichert die Verbindung und dient, passend hergerichtet, in ihrem unteren Teile als das auf den Achseln des Perchtenläufers ruhendes Traggestell der Perchtenkappe. Die Vorderseite der beiden Bretter ist mit scharlachrotem Tuch überzogen und mit allerlei Silber- und Goldschmuck, welcher auf jedem der Teile symmetrisch um den in der Mitte befestigten Spiegel gruppiert ist, aufs reichste verziert.

Eine ganze Sammlung von Taschenuhren, mit den dazugehörigen Ketten, alten Schaumünzen, reichgegliederten, vielgängigen Frauenhalsketten mit großen Schließen, silberplattierter Blätter, Metall- und Stoffblumen sowie aus Silberdraht gestickte Rosetten erhöht nicht nur die Pracht der Kappe, sondern bildet auch die Freude und den Stolz des Perchtenläufers, zugleich den Reichtum des Bauern den Zuschauern vor Augen führend. Die oberste Spitze der Perchtenkappe erhält allerlei passende Abschlüsse wie Sterne, Spitzen, Adler, Kronen u. s. w.

In ähnlicher Weise wie die beiden Bretter ist auch der Kopfteil der Perchtenkappe mit Silberschmuck verziert. Grellfärbige Seidentücher an den Verbindungsstellen zur Verkleidung dieser, ebenso grellfärbige, flatternde Bandbüschel an den Kanten beleben das höchst eigentümliche Gesamtbild. Die Rückseite der beiden Quadrate ist mit Leinwand überspannt, auf der in plumper Weise von einem ländlichen Maler die Almauffahrt dargestellt ist. Hoch oben an der Grenze des ewigen Schnees weidet eine Schafherde, ihr folgen auf dem aus der untersten Ecke in Schlangenlinien aufwärts ziehenden Weg die Rinder und schließlich die Pferde des Bauern, während dieser mit der Bäuerin seinem wandernden Reichtum vergnügt nachsieht.

Die linke Hand des Perchtenläufers ist in die Hüfte gestützt, in der rechten hält er einen entblößten Säbel. Es ist erklärlich, daß die „Schönperchten“ nur von reichen Bauern dargestellt werden können, denn der Gesamtwert des zum Putze der Perchtenkappe verwendeten Schmuckes stellt sich in manchen Fällen auf 600, selbst auf 1000 Kronen.

Jede Schönpercht wird von einem als Mädchen verkleideten Burschen — der G'sellin — begleitet. Die Verkleidung dieser letzteren wird von den Burschen so gelungen durchgeführt, daß die Betreffenden oft selbst

von ihren Verwandten nicht erkannt werden. Die G'sellin ist in der landesüblichen Mädchentracht gekleidet und benimmt sich in der Tat so sehr in der Art der ländlichen Schönen, daß in ihr niemand einen übermütigen Bauernburschen vermuten würde. Sie trägt ebensowenig wie die Schönpercht eine Maske vor dem Gesicht.

Wenn sich alle Teilnehmer an dem Perchtenlaufen versammelt haben, so setzt sich der seltsame Zug unter Vorantritt einer Musikkapelle in Bewegung.

Die Leitung des ganzen Umzuges liegt in den bewährten Händen des Schalknarren; dieser vertritt beim Perchtenlaufen die bekannte Figur des Hanswurst. Sein Unterleib steckt in dem Körper eines künstlichen Pferdes; in der einen Hand hält er als Abzeichen seiner Würde einen mit Sand gefüllten Kuhschweif, den er vornehmlich zum Auseinanderjagen der Leute verwendet. Ein von ihm getragener Schellkranz bildet eines seiner weiteren Abzeichen.

Dem Narren folgt der „Vorteufel". Er trägt ein Fellgewand und eine Hörnermaske.

Hinter dem Vorteufel schreitet in Gesellschaft seiner Begleiterin — der G'sellin — die Vorperchte. Es ist dies die schönste, reichgeschmückteste aller mitlaufenden Schönperchten.

Der Vorpercht schließen sich in langsamen Zuge die Schönperchten mit ihren G'sellinnen an. Diesen folgt die „schiache" Percht mit ihrer Begleiterin; sie geht mit ihrer G'sellin allein. Sie ist ebenfalls eine Tafelpercht wie die Schönperchten, doch besteht deren Putz aus lauter „schiachen" Dingen, wie alten Fetzen, toten Vögeln, Mäusen, Fledermäusen und ähnlichem. Als Schluß dieses ersten Teiles des Zuges schreitet wieder einer der Schönperchten in gravitätisch feierlichem Schritte mit ihrer Begleiterin einher.

Die Schönperchten und die dabei eingeteilte „schiache Percht" verhalten sich während der Dauer des Zuges ruhig, dafür bemühen sich die übrigen Teilnehmer redlich, in dem von ihnen ausgeführten Lärmen, Schreien, Johlen, Pfeifen, Läuten u. s. w. das Möglichste zu leisten. Den Schönperchten folgen in zwangloser Ordnung Jäger, Bärentreiber, Zigeuner, Wildschützen, Teufel als Untergebene des Vorteufels, Ungeheuer der Unterwelt, Lappen, Soldaten, Bauern, Narren und viele andere, die sämtlich maskiert sind und in ihrer Gesamtheit vom Volke gleichfalls „schiache Perchten" genannt werden.

Sie tragen allerlei Juxgegenstände, als: mehrere Meter lange Holzscheeren, womit sie es besonders auf die Kopfbedeckung der Zuschauer ab-

gesehen haben, ferner Pritschen, Stangen, Stöcke; selbst Spinnrädchen, Schleiferkarren, Radelböcke schleppen diese schiachen Perchten mit. An Lärminstrumenten fehlt es selbstverständlich auch nicht, unter diesen machen sich am meisten Almglocken, sowie größere Glocken, die von einigen auf eigens hiezu erbauten Kraxen mitgetragen und geläutet werden, dem Ohre bemerklich.

Ernst und feierlich ziehen die Schönperchten, lärmend und johlend die schiachen Perchten durch den Ort. Wo es der Raum gestattet, hält der Zug. Die Zuschauer bilden einen Kreis, die Schönperchten treten in denselben und tanzen mit ihren G'sellinnen, sich dabei, infolge ihrer schweren Perchtenkappen, nur langsam drehend.

Es herrscht vielfach die Ansicht, daß die Pongauer Perchten überhaupt nicht tanzen, eine Anschauung, die aber durch die Tatsache widerlegt ist.

Während die Musik zum Tanze aufspielt, tanzen, springen und hüpfen die „schiachen" Perchten, jede dieser für sich allein, zwischen den übrigen Teilnehmern herum und treiben ihre Spässe.

Ist der Tanz beendet, so führt der Narr seine lustige Schar weiter, um sie am geeigneten Platze wieder tanzen zu lassen. So dauert das Perchtenlaufen oft manchmal den ganzen Tag; freilich hängt dessen Dauer nicht allein von der Länge des Weges, sondern auch von der Witterung ab.

Die Perchtenläufer fordern von den Zuschauern niemals irgendwelche Bezahlung, doch ist es Sitte, daß ihnen die bemittelteren der Zuschauer aus freiem Antriebe zur teilweisen Vergütung der entstandenen Auslagen Geldgeschenke zukommen lassen, die nachträglich zur Verteilung gelangen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Verhalten sämtlicher Teilnehmer während des Umzuges ausnahmslos mustergültig war; kein Mißton störte die allgemeine Fröhlichkeit."

In der Regel findet aber der Perchtenlauf in diesem Gau nicht in der geschilderten Form statt, sondern es treiben sich zur nächtlicher Weile meist nur die schiachen Perchten herum, und ich führe hiefür eine andere Quelle an, nämlich Fräulein Marie Eysn. Sie lieferte zur Charakteristik der Perchten im Jahrgang 1898 der Berliner Zeitschrift für Volkskunde einen höchst wertvollen Beitrag aus Rauris, indem sie die ihr gewordenen Mitteilungen eines alten Knappen veröffentlichte. Daraus erfahren wir, daß die „schiachen" Perchten stets nachts an den drei Donnerstagen des Advents liefen. Zeit und Weg wurden zu dem Zwecke schon vorher vereinbart. Als Lärmwerkzeuge führten sie mit die große Trommel, mehrere „Rumpelglocken", das waren große, gehämmerte Glocken in Kuhmaulform,

ferner eine große Zahl „Zinngiarss“, nämlich kleinere gegossene Glocken und am Gurt hatten sie „Rollen“, d. h. Schellen von 10—11 cm im Durchmesser. Sie waren vermummt mit schwarzen Schaffellen oder rupfener Leinwand und trugen die hölzerne Perchtenlarve vor dem Gesichte. Als besonders bezeichnende Personen des Zuges werden genannt die Lappin, stets dargestellt von einem Manne, und der Öltrager.

In ähnlicher Weise vollzieht sich der Perchtenlauf im benachbarten Pongau. Ein Großteil der Männerwelt eines Ortes, hauptsächlich aber die jungen, ledigen Burschen, oft 80 bis 100 an der Zahl, verabreden Tag und Stunde des Aufbruches. Sie verwandeln sich durch Schwärzen des Gesichtes, lange, wallende Bärte in „schiache“ Perchten und suchen sich durch Vermummung möglichst unkenntlich zu machen. Jauchzend und lärmend treiben sie sich dann von Gehöft zu Gehöft bis gegen Mitternacht herum. Dabei kam es schon öfter vor, daß die Perchten zweier Dörfer zusammenstießen und die Folge einer solchen Begegnung war eine blutige Rauferei, bei der es selbst Tote gab. So sollten die Wagreiner mit den Goldeggern in der Nähe St. Johanns zusammengetroffen sein; die Gegner lieferten sich eine förmliche Schlacht, bei der vier Teilnehmer ihr Leben verloren und heimlich an Ort und Stelle begraben wurden. Diese Gräber wurden später durch steinerne Kreuze bezeichnet, die heute noch auf dem Wege von St. Johann nach Wagrein bei der zweiten Brücke über die Kleinarler Ache am linken Ufer ins Auge fallen.

Ein ebensolches Perchtenkreuz findet sich auch nach Eysn „Über alte Steinkreuze in der Umgebung Salzburgs“ (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1897) nächst dem Landsteg im Raurisertal. Dasselbe ist aus glimmerreichen Gneis und trägt die Jahreszahl 1553; auch dort soll nach der Überlieferung eine Percht darunter liegen, denn wie die Verfasserin erwähnt, wer im Perchtengewand mit der Teufelslarve erschlagen wird, darf im Friedhof nicht beerdigt werden.

Daß übrigens die Perchten auch ein Bündnis mit geheimnisvollen Mächten nicht scheuen, davon gibt folgende Gasteiner Sage[1]) Zeugnis.

„In Gastein hörte ein Bergknappe von einem alten, grauen Mütterlein einmal die sündige Rede: „Das Perchtenlaufen wäre weitaus lustiger, wenn man 14 Tage zuvor kein Wörtlein bete und kein Kreuz mache.“ Der Knappe dachte bei sich: „Man soll nichts unversucht lassen, das ist eine alte Regel! Ich will's versuchen, ob's wirklich noch lustiger werden kann, als es andere Jahre gewesen. Das Beten kann ich sonder Mühe bleiben lassen, ist ohnedem nie meine Freude, sondern mein Leid gewesen!“

[1]) Freisauff „Salzburger Volkssagen“.

Beim Perchtenlaufen am folgenden Tag herrschte überall die größte Lust und Freude. Plötzlich sprang ein Perchtl auf den Brunnen, schwang sich von hier auf das Hausdach und schwebte von diesem über den Gipfel des nahen Föhrenwaldes dahin. Die Zuschauer standen betroffen, aber alsbald faßten sich einige und eilten rasch um den Geistlichen. Der holte das Hochwürdigste aus der Kirche und spendete auf dem Platze draußen nach allen Richtungen der Windrose den Segen. Da stürzte in einiger Entfernung die Perchtl klagend aus der Höhe auf den Boden herab.

Als die Leute dazukamen, erkannten sie mit Grauen den Knappen. Einer meinte: „Dem ist's wohl vergangen, er hat sich ja auf's Perchtenlaufen gefreut, daß er es kaum erwarten konnte. Jetzt hat er das Letzte auf der Mühle." Der Knappe selbst aber sagte: „Der Herr Vikar hätt' sich das Segengeben sparen können! In der Luft oben herumtanzen — Buben, das ist eine Lust! Das könnt ihr euch nicht im entferntesten einbilden! Aber wie der Geistliche kommen ist, hat mich der Teufel verlassen". — Nach diesen Worten gab der Unglückliche seinen Geist auf.

Ig. V. Zingerle sagt z. B. auch von den Huttlern der Salinenstadt Hall, die sehr viel verwandtes mit den Perchten haben: „Die Huttler, welche am unsinnigen Pfinztag oder in den folgenden Tagen laufen, heißen Schleicher. Sie, wie auch die Teufel in den Faschingskomödien, sollen sich etwas Geweihtes in die Stiefel tun, denn sonst hat der Teufel Gewalt über sie. Mehrere, die dies nicht taten, wurden schon vom Teufel vertragen."

Wie aus dem Vorerwähnten zu ersehen ist, verliefen diese Umzüge gerade nicht immer in harmloser Weise; man denke sich nur in die Lage dieser Leute versetzt: das nächtliche Treiben bei Fackelschein, das unausgesetzt wilde Geschrei und Gejohle, der ohrenzerreißende Lärm von Kuhglocken, Peitschen, eisernen Kesseln, Ketten u. dgl., dazu der gewiß nicht mäßige Genuß geistiger Getränke mußte sie endlich in eine Art Taumel versetzen, bei dem gelegentliche Ausschreitungen nicht zu vermeiden waren. Es ist daher erklärlich, wenn die Behörde diesem Treiben Einhalt zu tun suchte. So besteht aus der Zeit des Erzbischofes Firmian ein Hofgerichts-Befehl[1]) vom 17. Februar 1730, welcher lautet:

„Zumahln Ein hochfürstl. Konsistorium alhier alhero gelangen laßen, wasmaßen daselbst zu Heil. Dreikönigen und Fastnachtszeit die Junge Pursch in Unterschidlichen Naaren Kleidern und Schellwerckh verstölter umbzulauffen pflegen, durch solches aber zu Unterschidlich sündhaffter Un-

[1]) Veröffentlicht vom k. k. Regierungsrat Pirckmayer in den Mitteil. der Ges. für Salzb. Landesk. Bd. XXXVI.

gebühr gelegenheit, so tag als nachts, gegeben wurdet; als befelchen wür Euch hiemit, daß Ihr dergleichen ärgerliche Müssbräuch hinfüro alles ernsts abstehlen, und, damit die schrankhen Christlicher Zucht und Ehrbahrkeit nit yberschritten werden, genauiste obsicht tragen, auch darob halten sollet. An deme geschieht unser ernstlicher Willen und Mainung."

Für die Ubertretung dieser oder ähnlicher Bestimmungen bringen die Militär-Akten des Museums einen Beleg; dort heißt es unter andern: „Peter Kaesleitner von St. Martin bei Radstadt wurde laut Rekrutenliste vom Jahre 1763 wegen verbotenen, nächtlichen Berchtenlaufens assentiert."
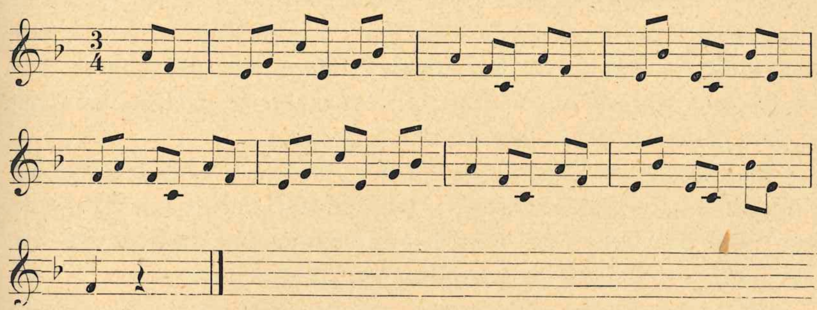
Die Pinzgauer Perchten unterscheiden sich von denen im Pongau wesentlich. Sie laufen abends nach einbrechender Nacht oft bis gegen Mitternacht.

Sie sind vorzüglich wegen ihres eigentümlichen Auzuges und ihres Tanzes, „Trestern" genannt, berühmt. Gewöhnlich sind 12 bis höchstens 18 Perchten, darunter 6—10 schöne, welche eigentlich den Tanz ausführen, die anderen sind abschreckende Masken, welche nur zum Gelächter der Zuschauer dienen und den Zweck haben, die Umstehenden auseinander zu halten, damit der Tanzplatz leer bleibe. Unter den letzteren ist oft ein Narr, eine Närrin mit einem in Lumpen eingewickelten hölzernen Kinde, ein Kaminkehrer, um die Leute, vorzüglich die Weibspersonen zu schwärzen, ein Gassenkehrer, der den Tanzplatz auskehrt, ein Teufel und öfters auch ein Einsiedler u. dgl. Die Kleider der schönen und eigentlichen Perchten, welche den Tanz aufführen, bestehen in enganliegenden, buntfarbigen, meistens aus rotscheckigem Stoffe bestehenden kurzen Hosen, die mit Goldtressen oder Borten geschmückt sind, weißen Strümpfen, welche wieder mit roten, grünen und blauen Seidenbändern verziert sind und leichten Schuhen. Der kurze Rock, Spenser, ist ebenfalls enganliegend, von rotgeblumten Stoff mit aufgenähten Goldborten. Die Hauptzierde dieser Perchten ist die Kopfbedeckung, ein rundes Strohhütchen, hierzulande unter dem Namen „Geinzl" bekannt, das mit Seidenzeug überzogen ist; darauf sind weiße, lange Hahnenfedern, rechts und links sichelförmig aufgesteckt; vom Hute herab hängen rund herum über Gesicht und Nacken ellenlange, breite Seidenbänder von bunten Farben, die das Gesicht statt der Maske verdecken.

Um die Mitte haben sie einen Ledergürtel, woran am Rücken eine Metallglocke hängt, oft 4 bis 6 Kilogramm schwer, hier „Zinngießer" genannt, die auf dem Wege geläutet wird, so daß oft 6 bis 10 solche Glocken zusammen schallen und schon von weitem, oft auf mehr als eine

halbe Stunde, gehört werden. Diese Glocken werden während des Tanzes abgenommen und müssen schweigen. Kommen nun die Perchten zu einem Hause, wo sie schon früher eingeladen und angemeldet worden, so hüpfen zuerst die schiechen Perchten hinein, kehren aus und treiben verschiedene Possen, bis alles ruhig wird. Ist der Tanzplatz geräumt, so springt die Vorpercht, der Anführer, meist der Beste unter ihnen, hinein, macht einige hohe Luftsprünge, trestert den ganzen Platz vorwärts und rückwärts, worauf sie den andern Perchten ein Zeichen gibt, die nun alle hineinspringen und den Tanz, das Trestern, beginnen. Dieses Trestern geht ganz nach dem Takt und auf das Tempo der Vorpercht. Sie drehen sich alle auf einen Schlag um, knien dann wieder mitten unter dem Trestern auf ein Knie und hüpfen dann hoch auf. Besonders gut nimmt sich dabei das Schuhplattln aus.

Ist dieser Trestertanz vorüber, so macht die Vorpercht einen kleinen Juchezer und dann bläst ein Klarinettist einige Tänze im Dreivierteltakt im langsamen Tempo nach folgender Weise:



wozu nun die Perchten trestern, Schuhplattln und ihren Tanz vollenden. Hernach führt sie der Hauswirt in ein Zimmer, wo er sie mit Bier, Branntwein und wohl auch öfters mit einem Essen bewirtet.

Die Zeit, in welcher die Perchten laufen, ist von heiligen Dreikönig an bis Fasching-Dienstag.

Die Musikinstrumente, mit welchen zum Tanz der Tresterer gespielt wird, sind in der Regel zwei Klarinette, eine Geige und das Hackbrett. Das Klarinett, „die größere Auflage der angestammten, baiwarischen Schwegel, ist die Herrscherin auf dem Tanzboden“, es übernimmt mit der Geige die Führung des Reigens, während das Hackbrett, das mit zwei hölzernen mit Tuch überzogenen Schlägeln beidhändig geschlagen wird, durch seinen rauschenden Ton den Takt markiert.

Eine weitere Eigentümlichkeit, die nicht unerwähnt bleiben soll, ist,

daß jeder der schönen Perchten stets ein weißes Tüchlein in der Hand hält. Sehr oft erscheinen aber auch in den Häusern die sogenannten „Brotperchten"; es sind dies Burschen, welche ohne jede Kostümierung den Tresterertanz aufführen und dafür mit einem Scherz Klotzenbrod und einem Stamperl „Hollern" oder „Vogelbeerern" belohnt werden.

Der Tanz der Pinzgauer Perchten hat sich bis auf unsere Tage fast unverändert erhalten. So beschreibt ihn uns Kürsinger in seinem im Jahre 1841 erschienenen Buche über das „Ober-Pinzgau" in folgender Weise:

„Junge, rüstige Bursche, 8—10 an der Zahl, bilden eine Gesellschaft, von denen zwei alte, häßliche Gestalten, mit alten Besen bewaffnet vorstellen, es sind die Perchten. Ihnen folgen der Hanswurst, Landstreicher und anderes Gesindel. Dann kommen die Tänzer mit festanliegenden und mit grellfärbigen Bändern rundum geziertern Kleidern, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden Hahnenfedern, von ' elchen unzählige, lichtfärbige Bänder über Schulter und Rücken herabflattern. Das Gesicht mit einer Larve verhüllt, haben sie am Ende des Rückens eine Alpenglocke oft bis zu einem Viertelzentner Schwere angehängt. Ihr Erscheinen deuten sie mit schnell und im besten Takt vollführten Fußschlägen an, sie bilden einen Kreis, in dem sie die herrlichsten Sprünge mit unglaublicher Genauigkeit und Schnellkraft vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf dem hölzernen Boden den sicheren Takt geben.

Abwechselnd im Tanze lassen sie ihre Glocken plötzlich ertönen, die sie im Nu wieder schweigen machen, zum Schluß begleitet den Tanz eine Geige oder Klarinette, die dadurch den künstlichen Dreischlag und die Behendigkeit ihrer Füße die bewegliche Gruppe freundlich erhöht."

Eine recht hübsche Schilderung entwirft auch Spaur in seinem Buche „Reise durch Oberdeutschland — Salzburg 1800", indem er erzählt: „Zum Perchtenlaufen gehört eine Gesellschaft von 20 oder 30 vermummte Burschen. Einige waren als Teufel, andere mit Kühgesichtern und wieder andere als Narren mit ziemlich kostspieligem Prunke maskiert. Alle hatten Kühglocken und Bergstöcke, mehrere außerordentlich lange wie Böller knallende Peitschen. Die Lichter müssen dann in den Häusern ausgelöscht werden, um die Fenster ganz zu erhalten und niemand darf sich vor ihnen auf dem Wege blicken lassen, der nicht unangenehmen Begegnungen sich aussetzen will. Sie tanzen, singen und springen vor den Häusern, man läßt sie ungestört umherziehen, wenn sie die Grenzen der Ordnung nicht allzu auffallend überschreiten. Auch würden sie schwerlich von irgend einer Gerichtsperson eingeholt und verhaftet werden können, denn mittelst ihrer Stöcke springen sie über Gräben und Zäune und ihre



Perchten-Masken
(Nach den Originalen im Besitze des städt. Museums in Salzburg.)

Vermummungen machen sie unkenntlich. Manche der vermummten Bursche benützen ihren langen Stock zu allerlei Sprüngen, einer der Bursche berührte mit seinen Fußsohlen die Decke des Zimmers."

Besonders kennzeichnend für alle Formen des Perchtentanzes war die Verwendung der Larve, die aber in unserer Zeit mehr zu verschwinden beginnt. Es sind dies Masken aus Holz, gewöhnlich aus Linden-, oft auch aus Zirbenholz geschnitzt, wobei sich die Phantasie des bäuerlichen Künstlers bemüht, das Häßlichste und Grauenerregendste zu erfinden. Die volkskundliche Abteilung des Museums besitzt zur Zeit 30 Stück solcher Masken; deren 16 stammen größtenteils aus Rauris, während die andern 14 erst in letzter Zeit im Ober-Pinzgau erworben wurden.

In erster Linie ist es die Teufelsmaske, welche in alle möglichen Variationen vorkommt. Mächtige Bockhörner, fletschende Zähn[e], [s]ehr häufig eine lang herausgestreckte Zunge sind ihr unentbehrlich. [D]aran reihen sich groteske Tiermasken, z. B. ein Tierkopf mit langer [S]chnauze aus Holz geschnitten, das Unterkiefer ist beweglich zum Zusamme[n]klappen; in dasselbe ist das natürliche Gebiß eines Hundes eingesetzt, während vom Kopf nach rückwärts ein Fuchsfell, mit Stücken vom Hirschfell ausgeflickt, hinabhängt.

Die eigentlichen Tiermasken verraten in der Schnitzerei eine geschickte Hand, wenn sie auch noch so primitiv in der Ausführung sind; wir finden darunter den Kopf des Pferdes, der Kuh und des Kalbes, des Schweines, des Hirsches und des Hahnes.

Ganz eigentümlich sind die Doppelmasken mit zwei [G]esichtern, das eine nach vorne, das andere nach rückwärts gerichtet. D[e]r Träger derselben muß in diese hineinschlüpfen und bei längerer Dauer mag die Situation für ihn gerade nicht die angenehmste sein.

Die Männermasken sind voll Falten, Runzeln und Warzen, und manche altrömischen Schauspielermasken nicht unähnlich. Merkwürdigerweise findet sich auch eine Türkenlarve darunter mit abwärts gebogener Nase und abstehendem Kinn. Die Ohren haben Ringlöcher und auf dem Kopf prangt ein farbiger Turban mit zwei auf die Ohren herabreichenden Seitenlappen. Die Maske ist bunt bemalt und insbesonders das Gesicht im gelbem Ton gehalten.

Gerade die letztere könnte man, wenn man deren Heimat nicht wüßte, für exotischen Ursprungs halten; daher die Bemerkung Dr. Heins in der „Zeitschrift für Volkskunde — Berlin" sehr treffend ist, wenn er schreibt: „Die große Ähnlichkeit dieser Masken in Form und Auffassung mit den Tanz-, Beschwörungs- und Teufelslarven verschiedener Völker, verleiht

ihnen nicht bloß eine österreichische oder mitteleuropäische, volkskundliche Bedeutung, sondern stellt sie in eine Linie mit jenen Erzeugnissen, in welcher sich allerorts der Menschengeist in gleicher Weise offenbart; sie bilden daher ein unentbehrliches Glied in der Gesamtheit der Gesichtsvermummungen, wie sie bei allen Völkern des Erdballs geübt werden."

Daß das Perchtlaufen nicht allein auf das Gebirge beschränkt blieb, davon geben Zeugnis die auch außerhalb des Luegs sich vorfindlichen Steinkreuze, worunter freilich nach der Mitteilung der Leute ein Glöckler begraben liege. Die beiden Gestalten Percht und Anglöckler sind nicht immer zu trennen; nur die Pinzgauer Perchten mit ihren Tänzern, den Tresterern, sondern sich scharf ab.

Quitzmann in seinem Buche „Religion der Baiwaren" schreibt: „In anderen Orten ging diese Festlichkeit auf die Faschingszeit über, wie namentlich das Perchtenspiel in Linz an der Donau, bei welchem schöne und wilde Perchten auftraten, so daß hiedurch der Übergang zu dem beliebten Schemen- und Huttlerlaufen gegeben ist."

Dieser letztere Brauch wurde auch in der Umgebung Salzburgs häufig geübt. Eine kulturhistorische Darstellung in der Salzburger Zeitung vom Jahre 1861 erzählt davon: „Am unsinnigen Donnerstag (d. i. der Donnerstag vor dem Faschingsonntag) ist es an manchen Orten Salzburgs Sitte, in Fastnacht Schemen zu laufen. Burschen ziehen sich über dunkle Beinkleider Hemden an, schwärzen sich das Gesicht mit Ruß und vermummen es mit einem schwarzen Tuch oder durch Larven. Von einem Riemen, den sie um die Mitte des Leibes tragen, hängt ein Zaungeläute oder eine Kuhschelle hinab, die bei jeder Bewegung anschlägt und Lärm macht. In einer Hand führen die Schemen einen Besen, mit der andern tragen sie Säcke, die mit Kohlenstaub gefüllt sind; diese schlagen sie den Begegnenden ins Gesicht, damit sie schwarz werden." Als Schauplatz dieser Vorgänge wird Wals genannt.

Derselben Quelle entstammt auch eine Schilderung des Perchtenlaufens, wie es seinerzeit in Liefering ausgeübt wurde. Es heißt dort: „Man unterscheidet schöne und schiache Perchten. Erstere sind schön gekleidet, mit Bändern und ähnlichem geschmückt, letztere ziehen sich so häßlich als möglich an und behängen sich mit Ketten und Schellen. Alle Perchten tragen Stöcke, die der schönen sind mit bunten Bändern geziert, die der häßlichen endigen oben in einen Teufelskopf. So ausgestattet springen und laufen die Perchten über die Gassen und kommen auch in die Häuser. Unter den schiachen Perchten tragen einige Teufelshörner auf dem Kopf, sprühen Feuer aus dem Mund und einer wischt den Leuten

Asche und Ruß ins Gesicht. Die schönen Perchten teilen manchmal Geschenke aus: gedörrte Birnen, Zwetschken, Äpfel, Nüsse u. dgl."

Jedenfalls wird man gut tun, das Bestehen dieser Sitte um mehr als fünfzig Jahre zurückzuverlegen.

Hochzeitszüge.

Pongauer Hochzeitszug.

Bei kirchlichen Festen im großen, bei Hochzeiten im kleineren Maße bietet sich die günstigste Gelegenheit unser Landvolk in seiner Tracht und seinem dem Ernste der Handlung entsprechenden Auftreten kennen zu lernen. Mag auch bei Hochzeiten mancher früher geübte Brauch verschwunden sein, mag auch die Tracht manche Veränderungen erlitten haben, im ganzen spielt sich der Hochzeitszug auch heute noch so ab, wie ihn Hübner uns vor mehr als 100 Jahren schilderte.

„Die Hochzeitsgäste werden feierlich eingeladen, doch nicht wie im Pinzgau gebeten und gehalset. Der Hochzeitstag beginnt mit einer Morgensuppe, im angrenzenden Abtenauergebiet „Frühgraisch" genannt, dann wird an den Ort der Trauung geritten oder gefahren.

Außer den sogenannten Vorprangern und Spitzreitern fährt alles in einspännigen Wagen. Unter den Gästen zeichnen sich die Vorpranger durch ihre ponzeauroten, mit silbernen Knöpfen besetzten Röcke und durch eine Art bunter Schwungfedern auf ihren Hüten aus. Diese und die Vorreiter sind mit großen Peitschen versehen, welche sie während des Reitens um die Wette erknallen lassen, so daß sie unter einem fürchterlichen Getöse laut jauchzend im Orte der Trauung ankommen.

Bald nach dem Eintreffen der Hochzeitsgäste geht der Zug mit Musik in die Kirche und zwar in folgender Ordnung:

An der Spitze des Zuges geht der Gerichtsdiener (1796!), dann folgen die Spielleute, auf welche die Vorpranger und die übrigen jungen Bursche kommen. Der Bräutigam folgt zur Seite des Geistlichen, daran schließen sich die Männer. Nun erscheinen die Prangerinnen mit weißen Schürzen und ebensolchen Krägen, um die Haare einen aus Gold- und Silberspitzen verfertigten Bund, auf welchem ein Rosmarinkranz befestigt ist. Endlich kommt die Braut mit einer schwarzen Schürze und die Weiber schließen den Zug. Nach der Trauung kehrt der Zug in das

Gasthaus zurück, wo bald darauf der Kranzltanz stattfindet, unter welchem von den jungen Burschen den Mädchen die Kränze abgetanzt werden."

Pinzgauer Hochzeitszug.

Nach Hübner haben die Hochzeitsgebräuche der Pinzgauer manche Aehnlichkeit mit jenen der Pongauer. Nach eingenommener, aus mehreren Gerichten bestehenden Morgensuppe im Hause der Braut reitet alles nach dem Ort der Trauung und zwar die Weiber auf Sätteln mit Rücklehnen und Fußschemeln und von Fußknechten, welche den Zaum des Pferdes halten, begleitet. Die Vortreter knallen voraus mit den langen Peitschen und die Musikanten fahren unter fortwährendem Musizieren vor den Brautleuten einher. Vermummte treten unterwegs vor den Weg und verrammeln ihn zum Zeichen, daß man sich denselben durch einige Kreuzer öffnen soll. Im Trauungsorte darf man ehrenhalber und nach alter Sitte nicht vor der bestimmten Stunde eintreffen. Wenn alle Gäste im Wirtshause versammelt sind, der Vortanz geendet ist, zieht man unter den Klängen der Geige und des Hackbretts mit dem Geistlichen, der einen Kranz um den Arm trägt, in die Kirche; in Rauris holte der Bräutigam von einem Dümmling und den Musikanten begleitet den Geistlichen vorher vom Pfarrhofe ab. Während des Amtes wird zum Opfer gegangen, zum Schlusse der Johannessegen getrunken und dann in das Gasthaus zurückgekehrt, wo der Kranzltanz beginnt.

Alle Mädchen erscheinen hier im schönsten Kleide mit weißen Vortüchern, worüber der Gürtel angebracht ist; die beiden herabhängenden Zöpfe sind von grünen Bändern durchflochten.

In Rauris trug die Braut, wenn sie eine Jungfrau war, einen Kranz auf dem Haupte, sonst eine Spitzkappe und einen grauen Hut; der Bräutigam hatte einen Kranz und einen zusammengefalteten Flor auf dem Hut. Die Vorpranger, hier Dümmlinge genannt, trugen auf ihren Hüten lange, breite Federn mit Bandmaschen und einen schwarzen Flor und im Gürtel Nesteln, dies waren rote, kurze Riemen, die sie unter die Gäste verteilten.

Lungauer Hochzeitszug.

Wenn die Hochzeitsgäste versammelt sind und die Zeit zum feierlichen Kirchgang eintritt, so beginnt dieser, die Musik voraus, in folgender Ordnung: 1. Der Bräutigam an Seite des den Kirchgang begleitenden Pfarrers; 2. die männlichen Hochzeitsgäste; 3. die Mädchen als Vorprangerinnen; 4. die Vortreter oder Spitzreiter mit Seitengewehren;



Das Tragen zum Metzgersprung im 18. Jahrhundert.

5. die Braut am Arme des Brautführers mit der sogenannten Braut- oder Schlottermutter an der Seite, welches meist die Taufpatin, in deren Ermanglung eine nahe Verwandte der Braut ist; 6. die Weiber, welche den Zug beschließen.

Der Metzgersprung.

Mit dem Jahrtag der Metzger war in früherer Zeit auch die Sitte des Metzgersprunges verbunden. H. F. Wagner schreibt davon in seinem „Volksschauspiel in Salzburg“ nachstehendes: „Am Aschermittwoch wurden in Salzburg die Metzgerknechte mit Pfeifen und Trommeln aus ihrer Herberge abgeholt; ein Knecht ritt mit der wehenden Metzgerfahne voran und dem Zuge folgten Schalksnarren, Mägde und Jungen. Auf dem Marktplatz nahm jeder Knecht einen Trunk süßen Weines und sprang dann in den Brunnen, „die Fastnacht abzuwaschen.“

Erzbischof Marx Sittich verlegte das Fest auf den Donnerstag, weil die Gesellen am Aschermittwoch „öffentlich Fleisch gefressen“. Johann Stainhauser's Chronik meldet von 1612: „Am heil. Aschermittwoch wird durch Ihre hochf. Gnaden gnädigste Anstellung die Fastenzeit mit Predigt und Abstellung der vorher vorübergegangenen Mißbräuche: Prünntragen der Metzger, auch Schulkomödien und Bauernspielen löblich angefangen.“

Schließlich war es der Faschingmontag, an dem der Brunnensprung stattfand und zwar bei dem schönen Floriani- oder Marktbrunnen am Ludwig Viktorplatz, der damals Marktplatz hieß. Das prächtige Gitter desselben wurde zu dem Zwecke ausgehangen. Unter Begleitung einer rauschenden Musik zogen in geordneten Reihen die Metzger zum Brunnen, an der Spitze des Zuges der unvermeidliche Lustigmacher Hans Wurst.

Im 18. Jahrhundert waren die Knechte und Jungen bekleidet mit schwarzen Halbschuhen, weißen Strümpfen, schwarzer kurzer Hose, frackähnlichem, langem, rotem Rock, auf dem Kopfe die grüne Schlägelkappe mit kleiner, rotweißer Federzier an der Seite. Der Träger des Trinkhorns wurde von zwei Burschen auf einem langen, rotangestrichenen Balken reitend getragen; derselbe hatte zum Unterschied von den übrigen einen ebenfalls federgezierten, schwarzen Dreispitz auf und eine breite, weiße Binde um den Leib. So sehen wir sie dargestellt auf einer alten, kolorierten Zeichnung des Museums und darunter die Bemerkung: „wonächst ein Metzger Knecht am Faßtnacht Montag zum Marktbrunnen

getragen wurde, wo er wegen sogenannten Brauch wegen der beim Handwerk begangenen Fehler etliche malen, in den Brunnen springen mußte."

Am Brunnen angelangt, entwickelte sich nach althergebrachten Formeln[1]) zwischen dem Lerner und dem Altknecht ein kurzer Dialog. Der letztere fragte zunächst nach des Burschen Herkunft, worauf ihm der antwortet, er sei im Lande wohlbekannt, habe das Handwerk ordentlich und redlich gelernt und wolle ein rechtschaffener Metzgerknecht werden. Der Altknecht bestätigt des Burschen Rede, bemerkt aber weiter: „Du sollst aber getauft werden bei dieser Frist, sag an mir Deinen Namen und Stammen, so will ich Dich taufen in Gottes Namen." Der Bursche erwiderte, daß er seinen Namen in allen Ehren trage, daher ihm niemand das Taufen wehren könne; worauf der Altknecht die Zwiesprache mit dem Satze: „Das Taufen kann Dir niemand wehren, aber Dein Name und Stamm muß verändert werden" schließt.

Während dieses Gespräches schlug der Altknecht dem Lerner mit der flachen Hand auf die Schulter, damit er sich merke, daß das Leben manche Mühsale und Beschwerden in sich berge.

Hierauf sprangen die Jungen in den Brunnen und warfen Nüsse unter die Zuschauer; wenn sich nun die Buben um diese balgten und dabei dem Brunnen zu nahe kamen, wurden sie von den Metzgern aus kleinen Schöpfern tüchtig begossen, zum größten Gaudium der Umstehenden.

War das Springen vorüber, so stiegen sie ordentlich durchnäßt aus dem Brunnen und jeder erhielt eine weiße Serviette um den Hals gebunden. Hierauf wurde ihnen noch ein harter Taler am rotweißen Bande umgehängt. Von dem Augenblick an war der Lehrling frei, das Bad hatte alle Unarten des Lehrjungen abgewaschen und er durfte sich nun in die Gesellschaft der Gesellen mischen und an ihren Gelagen und Tänzen teilnehmen.

Am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts scheint der Metzgersprung noch im Brauche gewesen zu sein, denn Dr. Spatzenegger schreibt davon im Jahre 1873: „Hin und wieder findet sich ein Graukopf, der sich der Spässe aus seinen Jugendtagen erinnert, welche ihm der Metzgersprung gemacht hat und dem auch in Erinnerung ist, wie der letztregierende Erzbischof mit seiner frischgepuderten Perücke dem lebendigen Treiben auf dem Platze aus einem Fenster der Residenz zuschaute und dabei sein ernstes Gesicht in heitere Falten verzog, wenn das junge Volk wild und toll durcheinander brauste."

---

[1]) Nach Rheinsberg Düringsfeld „Das festliche Jahr".

Auch in Hallein fand am Brunnen auf dem Richterplatze, heute Josef Schöndorferplatz, der Metzgersprung statt.

Das Fahnenschwingen der Metzger.

Nach einer volkstümlichen Sage hatte sich die hiesige Metzgerinnung unter Erzbischof Leonhard von Keutschach im Jahre 1512 durch Treue und Anhänglichkeit besonders ausgezeichnet. Zum Zeichen fürstlicher Huld wurde nun dieser Zunft gestattet, eine eigene Fahne mit entsprechender Beziehung auf ihr Handwerk anfertigen und alljährlich bei Abhaltung ihres Jahrtages aushängen zu dürfen. Seit dieser Zeit wurde von dieser ehrenden Auszeichnung nicht mehr abgegangen und so hat sich die Sitte erhalten bis auf unsere Tage.

Das Fest dauerte in früherer Zeit drei Tage, nunmehr ist es der Faschingsonntag allein, an welchem dasselbe stattfindet.

Schon einige Tage vor dem genannten Sonntag sah man in den Fleischbänken auf reinen Linnen und unter Blumenzier einen blank geputzten Teller von Zinn oder auch von Porzellan stehen, der die einkaufenden Kunden einlud, eine kleine Beisteuer zur Feier zu geben.

Am Fastnachtsonntag ist dann um 10 Uhr in der Blasius-Pfarrkirche das Jahrtags-Amt der Metzgerzunft, dem Meister und Burschen anwohnen; die Lehrlinge, die heute zu Burschen aufgedungen werden sollen, tragen dabei mächtige Blumensträuße an der linken Seite.

Vor 12 Uhr versammeln sich dann die Metzgerburschen im Gasthaus zum Mödlhamer in der Getreidegasse. Nachdem die Turmuhr der Blasiuskirche die zwölfte Stunde ausgeschlagen hat und das Gebetläuten verklungen ist, wird aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes eine riesige Fahne von Seidenstoff ausgesteckt und das Fahnenschwingen beginnt. Die Fahne selbst hat ungefähr drei Meter Länge und zwei Meter Breite. Von Goldfransen eingefaßt, besitzt sie einen zwei Dezimeter breiten, roten Rand, während der Grund des inneren Feldes weiß ist. Am oberen Rand zeigt sie drei große, rote Herzen, aus deren Buchtung fünf Strahlen entspringen, während diese Herzen nach unten durch zwei sich kreuzende grüne Zweige abgegrenzt sind. Ferner enthält der Innenraum zwei grüne Fußfelder; auf dem einen steht ein Metzger in der Tracht aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er hat schwarze Halbschuhe, weiße Strümpfe, eine kurze, gemslederne Hose, deren

Nahtränder mit Pfauenfedern ausgenäht sind. Um die Mitte des Leibes ist der weiße Schurz fatschenartig gewunden; außerdem trägt er den kurzen, roten Spenser mit Metallknöpfen besetzt, eine grüne Weste, ebenfalls mit enggereihten Knöpfen geziert, und auf dem Kopfe hat er die charakteristische grüne Schlägelhaube. Die Arme sind hoch gehoben, den eisernen Schlägel mit hölzernem Stiel haltend, um, wie die Darstellung sagen will, den auf dem anderen Fußfeld stehenden großen, braunen Ochsen niederzuhauen.

Unter diesen Figuren sehen wir in großen Ziffern, symmetrisch verteilt, die Jahreszahl 1849.

Das Schwingen beginnt gewöhnlich der Altbursch, seinerzeit „Totenknecht" genannt. Es ist ein Kreisen der Fahne, parallel mit der Wand des Hauses, solange bis dieselbe vollständig eingerollt ist, was fast immer im 18. Umschwung erfolgt. Der erste Fahnenschwinger beginnt mit dem Kreisen von rechts nach links, der nächste hat die Aufgabe die eingerollte Fahne wieder aufzurollen und schwingt daher von links nach rechts; manche besonders kräftige Burschen begnügen sich nicht mit dem Einrollen allein, sondern rollen sie im fortgesetzten Schwunge ein und auf. Da sie dabei den Oberkörper weit aus dem Fenster beugen müssen, so werden sie stets, um vor der Gefahr eines Absturzes behütet zu sein, von zwei Burschen am rückwärtigen Schlußband der Hose gehalten. Einige schwingen nur mit dem rechten Arm allein und geben beim Auftauchen des Fahnenschaftes demselben dann mit der linken Hand einen leichten Stoß; andere benützen beide Hände und müssen dabei vor allem darauf bedacht sein, die Drehung am linken Handgelenk richtig auszuführen. Sobald einmal die Fahne im rechten Schwunge ist, bereitet die Ausführung keine besonderen Schwierigkeiten mehr, aber das zu erreichen fällt ziemlich schwer, da sie anfangs meist einen zu kleinen Luftkegel damit beschreiben. Bewundernswert ist, mit welcher Ruhe und Sicherheit manche Schwinger ihre Aufgabe lösen, während andere wieder mit bärenmäßiger Kraft die schwere Flagge rauschend wie einen Kreisel drehen. Hie und da kommt es auch vor, daß eine oder die andere Fensterscheibe zerschlagen wird, oder daß einem der Schwächeren der Versuch mißlingt, was natürlich die Heiterkeit der Zuschauer wachruft.

Alle Burschen die sich am Schwingen beteiligen, tragen zur Kennzeichnung ihres Standes reine, weiße Spenser aus Barchent oder feinem Piquet.

Nach dem Schwingen bleibt die Fahne, sie soll die vierte seit Einführung dieses Gebrauches sein, ausgehängt bis zum Abend. Bemerkt

sei noch, daß während des Schwingens ununterbrochen die Musik einen fröhlichen Marsch spielt; das erstere selbst dauert beinahe jedes Jahr dreiviertel Stunden. Am Nachmittag machen die Metzger dann in einer Anzahl Wagen einen Ausflug nach Hallein, Grödig u. s. w. und abends um 6 oder halb 7 Uhr wiederholt sich das Schwingen wieder in der ganz gleichen Weise, nur ist dann die Zahl der Teilnehmer eine etwas geringere.

Diese interessante Sitte lockt immer eine große Menge Zuschauer herbei, so daß es in der engen Gasse lustig durcheinander wogt. Hat einer der Burschen seine Sache besonders gut gemacht, so hört man wohl auch lautes Beifallsrufen und fröhliches Händeklatschen.

Der Maxglaner Hexenzug.

Zur Zeit der Erzbischöfe war der Ludwig Viktorplatz, damals Marktplatz geheißen, der Sammelpunkt toller Faschingslust. Dorthin nahmen die Maskenzüge ihren Weg und gruppierten sich um den Marktbrunnen, an dem der Faschingbrief verlesen wurde. Das Landvolk zog einmal im Jahre auf den wohlbekannten Marktplatz und gab dort ein Fest, zu dem die Städter gerne kamen, um die bäuerlich derben Trümpfe und Scherze zu belachen. Von den Figuren[1]), die dabei nie fehlten, ist zu nennen die Habergais, der schöne Schimmel, der jeden Reiter abwarf und vor- und rückwärts laufen konnte und endlich der Mann, der seinen Kopf ins Unendliche verlängerte.

Außerdem fanden sich auf Wagen die verschiedensten Vorstellungen, die ländliche Musik, die Hochzeit mit allem, was dazu gehörte, die Altweibermühle, der Einsiedel vom Teufel geplagt und gelockt von schönen Mädchen, die Wäscherinnen, die mit ihrem Waschwasser viele Possen trieben und endlich der hochweise Rat, der in großen Büchern blätterte und nirgends das Rechte fand u. s. w. Diesem Treiben wurde aber 1786 durch ein Verbot der erzbischöflichen Regierung ein Ende gemacht; trotzdem lebte es mit den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts als Maxglaner Hexen- oder Faschingszug neu auf und erhielt sich bis ungefähr in die Mitte dieses Zeitraumes. In seinen Formen womöglich noch derber, fiel der letztere einem neuerlichen Verbote zum Opfer. Der Verlauf dieses Hexenzuges wird uns folgendermaßen geschildert.

---

[1]) Spatzenegger „Der Marktbrunnen“ S. Z. 1873.

Am Faschingdienstag strömte ganz Salzburg hinaus, um den Hexenzug der Maxglaner in Augenschein zu nehmen. Das Dorf Maxglan genoß von jeher mit den umliegenden Ortschaften das Vorrecht, am genannten Tage einen Maskenzug durch die Stadt zu nehmen. Er kam beim Neutor herein und nahm seinen Weg in die Vorstadt Mülln. Auf mehr als 100 Leiterwagen und Karren sah man nichts als Possenspiele und Narrentand der buntesten Masken und Gestalten. Dazwischen ritten manche auf Ochsen, Kühen oder verkehrt auf elenden, ebenfalls maskierten Kleppern und nur wenige gingen zu Fuß. Auf dem einen Bauernwagen wurde gepflügt und gesäet, auf dem andern gedroschen; auf dem dritten war ein großes Schiff, von dem man Netze auswarf und Fische in der Luft fing, auf dem vierten und fünften wurde getanzt und Hochzeit gehalten, auf dem sechsten mit Karten und Würfeln gespielt und dabei zum Scherze viel gezankt, gestritten und herumgerauft, wie überhaupt Schlagen, Balgen und Prügeln dem Ganzen unentbehrlich war. Hier hielt man Schule, in welcher der Lehrer durch ein Kind, die Schüler durch Erwachsene vorgestellt wurde, da übten Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Schuster u. s. w. charakteristisch ihr Handwerk aus und verspotteten sich wechselseitig zur allgemeinen Belustigung. Auf diesem Karren zechten, taumelten und fabelten Betrunkene, auf jenem kochten hübsche Mädchen und buken Faschingkrapfen.

Hier brannte man Lichter und Laternen, dort spielten Burschen und Mädchen blinde Kuh; der eine war so dick und plump, als trüge er zehn Polster am Leib, der andere stellte irgend ein Tier vor, der dritte hatte eine Larve, bei deren Anblick man vor Lachen bersten mußte. Auf dem freien Platz in der Gstätten hielt der Zug still und versammelte sich um einen Mann, der von einem erhöhten Orte alle die dummen Streiche, lächerlichen Ereignisse und lustigen Schwänke vorlas, die er seit einem Jahre in der Umgebung beobachtet hatte. Dabei nannte er nicht nur ausdrücklich den Namen, sondern zeigte auch mit dem Finger auf den gegeißelten Gegenstand hin und erregte dabei ein ununterbrochenes gellendes Gelächter. Bei Verlesung dieses Faschingbriefes gebrauchte der Betreffende gewöhnlich die Formel:

„Ei, was is nu doas —
Ueber den N. N. wüßt i a no woas"

und dabei nahm man oft den Nächstbesten, der gerade im Wurf kam, zur Zielscheibe des Spottes und Witzes. Nach Beendigung dieser Vorlesung, während der Zeit einige von den Genossen von den Bräuern

und Wirten Beiträge absammelten, begab sich der Zug nach Mülln und und verlor sich dort in Schenken und Wirtshäusern.

Die Bettlerhochzeit.

Die Bettlerhochzeit ist ein Pongauer Faschingscherz, den bereits Hübner in seinem Werke über das Erzstift Salzburg erwähnt. Diese besteht in nichts anderem als in der zum Spottbild verzerrten Darstellung einer wirklichen Hochzeit. Braut und Bräutigam, Beiständer und Kranzeljungfern werden durch die Buben in möglichst defekter Kleidung und entsprechender Vermummung dargestellt; so bewegt sich der Zug durch den Ort unter Singen und Jauchzen bei einer jämmerlichen Musik. Daß es dabei an verschiedenen Späßen der derbsten Art, insbesonders an Anspielungen örtlicher Natur nicht fehlt, ist begreiflich. Vor jedem Gasthaus wird still gehalten und der Kranzltanz vorgeführt. Beim ganzen ist es darauf abgesehen, möglichst viel freiwillige Gaben einzuheimsen, um sie dann gemeinsam zu vertrinken.

Das Faschingbau.

Zu diesem Pongauer Faschingscherz versammeln sich gegen 100 rüstige Burschen; einer davon stellt den Bauern vor, ein anderer die Bäuerin, die übrigen sind als Knechte und Dirnen gekleidet. Da ist zunächst der Bauknecht und der Werfer, dann der Roßknecht und der Staller, auch der Zäuner, Sommerer, Schinagl und Bürscher darf nicht fehlen; von den Dirnen ist die Baudirn, die Garberin, Kuchlin und Hoamdirn vertreten. Auf ihrem Zuge haben sie den Pflug und alle Ackergeräte mit. Hinter dem Pfluge geht einer, welcher Sägespäne, Nüsse und Zwetschken aussäet. So ziehen sie bei den Bauerngütern vorüber, wo sie, wenn etwas in Unordnung oder unsäuberlich angetroffen wird, dasselbe wegbauen oder das Unordentliche noch mehr zerstören.

Verwandt mit dieser Sitte war auch das Pflugführen in Elixhausen, dessen die Salzburger Zeitung vom Jahre 1861 erwähnt; heute weiß wohl niemand mehr davon zu berichten, nur der Spruch:

„Ist die Fastnacht klar und hell,
So führt man den Pflug auf den Acker schnell“,

ist geblieben.

Anglöckeln.

Das Anglöckeln ist eine Sitte, welche in der Adventszeit in verschiedenen Gebieten des Landes geübt wird, aber fast überall in anderen Formen erscheint.

Im Gebirge, besonders im Pongau, ist es vom Umzug der „schiachen“ Perchten schwer zu trennen und Anglöckler und Perchten gehen auch in der Bezeichnung durch die Leute in einander über. Nach Eysn (Zeitschrift für Volkskunde — Berlin) begrüßt es der Rauriser Bauer, wenn viele Anglöckler kommen, weil er darin eine Gewähr für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres sieht; die Verfasserin erzählt im weiteren, „daß einige von den Anglöcklern in das Gehöft eintreten, einen Glöckelspruch sagen und ebenfalls in Versen in verblümter Weise das Tun des Bauers und dasjenige seines Gesindes rügen. Dann, auf Besserung hoffend, wird der „Trager“ hereingeholt, der Nüsse verteilt, dann ziehen sie weiter.“

Einen solchen Glöckelspruch, der jedenfalls auf ein sehr ehrwürdiges Alter zurückweist, bringt auch Hübner in seinem II. Band des Erzstiftes Salzburg. Derselbe stammt aus der Werfener Gegend und lautet:

„Ihr meine lieben Brüder, steht's zusamm in a Scheib'n,
Und so wolln ma a Bois[1]) uns mitn Singa verdreibn.
So geh'n ma daher halt bey da Straßen,
Daß ma nit zukehrn, das mög'n ma nit lassen,
Wohl unter der Haustür steht dort der Hauswirt,
So grüaßn ma zum ersten halt den ehrsamen Hauswirt.
Wohl an den fruahen Morgen, da fallet der Tau
Und grüaßen zum andern die ehrbare Hausfrau.
Wir grüaßen die Knecht, wir grüaßen die Dirn,
Wir grüßen das Kindlen, wohl inner der Wiagn.
O Du liaber Hauswirt das Grüaßen ist aus,
Wann Du uns nit auftuast, geh'n wir zu an andern Haus.“

---

[1]) Kurze Weile.

— Wird nun aufgetan, so wird weiter gesprochen:

„Wir wünschen dem Hauswirt viel Glück in das Haus,
Das Unglück muß weit über d'Berg'n hinaus.
Wir wünschen ihm Glück, wir wünschen ihm Segen,
Wir wünschen ihm fruchtbaren Tau und auch Regen.
Wir wünschen ihm Glück, wir wünschen ihm Heil,
Damit ihm das Glück werd alles zu teil,
So wünschen wir Glück ihm halt überall,
Wir wünschen ihm Glück zu dem Vieh in dem Stall,
Nun wollen wir das Wünschen beschließen,
Es möchte Dich o Hauswirt das Zulosen verdrießen."

Im Gasteiner Tal ziehen junge Burschen in der Adventzeit vermummt umher, klopfen an die Fenster der Häuser und sprechen irgend etwas in Reimen hinein, worauf sie auch aus dem Hause von jemand eine passende Antwort in Knittelversen erhalten. Die lustige Gesellschaft klopft, lärmt und klappert mit den langen Stöcken und zieht dann wieder weiter.

Daß das Anglöckeln auch außerhalb des Passes Lueg in Form des Perchtganges vorkam, dafür finden wir wieder den Beweis in der Arbeit Eysns „Ueber alte Steinkreuze und Kreuzsteine in der Umgebung Salzburgs" (Zeitschr. für österr. Volkskunde, Jhrg. 1897). Die Verfasserin erwähnt darin zweier Steinkreuze; das eine befindet sich nächst dem Kriechbaumgut in Oberwinkl, das andere am Wege von Glasenbach nach Egelsee, unter welch beiden nach der Ueberlieferung ein Anglöckler begraben liegen soll. Besonders von letzterem erwähnt sie, daß nach Mitteilung eines alten Bauers in einer Rauchnacht die jungen Burschen verkleidet und in Teufelsmasken auszogen. Auf dem Wege merkten sie, es habe sich ein unbekannter Teilnehmer ihnen beigesellt, den sie für den Teufel hielten. Sie erschlugen ihn, erkannten aber zu spät, daß sie einen der ihren erschlagen hatten, während der Böse entflohen war.

Ganz verschieden wird das Glöckeln in der Umgebung Halleins ausgeführt. Dort sind es meist arme Leute, sehr häufig Kinder, die nach dem Vortrage eines frommen Spruches eine milde Gabe heischen; nicht selten vernimmt man auf den Straßen in der Zeit vor Weihnachten die Redensart „gehst nöt a Glöckibet'n". Hier mag die Anschauung Schmellers Berechtigung haben, wenn er über diesen Brauch schreibt: „Sollte es gar vielleicht von dem ehemaligen Gebrauch herstammen, nach welchem die Sundersiechen, zu gewissen Zeiten, besonders

an den Quatembern, (wovon die letzte in die Woche vor Weihnachten fällt) mit einer Klapper oder einem Glöcklein in den Ortschaften herumgehen und Almosen einsammeln durften? Es mag dieser Brauch auch eine Beziehung haben auf das in alten Weihnachtsliedern oft besungene, vergebliche Herumwandern und Anklopfen Josefs und Marias an den Häusern der hartherzigen Juden in Betlehem, um eine Herberge zu finden."

Zur Bestätigung letzterer Meinung könnte dienen, daß, besonders in früheren Zeiten, in Hallein das Anglöckeln auch „Anhörbign" hieß, welches Wort dem „Herbergsuchen" entspricht. Heute noch lebt ein altes Ehepaar in Hallein, die sogenannten Herrgottmacherleut, weil der Mann in seinen jüngeren Jahren durch Schnitzen von Christuskörpern sich sein Brot verdiente, die durch fast fünfzig Jahre „anhörbign" d. h. anglöckeln gingen.

Durch gütige Vermittlung[1]) wurde von diesen Alten dem Verfasser, der von ihnen wohl ungezähltemale gesprochene „Anhörbigspruch" selbst aufgezeichnet. Er lautet mit möglichster Beibehaltung der Schreibung der Urschrift folgendermaßen:

Josef.

Lieber Freund tu Dich erbarmen
Und ermülder Du den Schmerz,
Ganz demüdig tu ich Dich bitten,
Laß mich ein in d'Hütten.
Geh lieber Wirt, sei nicht so hürt,
Die Bitt abschlagen wierst Du nicht.
Freund erhöre meine Bitt!

Wirt.

Wer ist denn da draußen,
Wer ist vorn mein Haus,
Daß Ihr heute so späte nachts
Wecket mich auf.
Seht alle Türen und Fenster sant zua,
Wer ist denn da draußen, zerstörrt die Ruah.

Maria.

Ach was Schmerzen, ach was Pein,
Diese drinkt zu meinem Herzen,
Daß ich auf offener Strasse,

[1]) Durch Frl. Köppl, Lehrerin in Oberalm.

Mein Herrn Jesu liegen soll lassen,
Wo's beständig schneit und weht,
Und Kälte die niemals vergeht.

Wirt.

Weist gar a so bitten tuast,
Und tuast die beklag'n,
So will i Dir endlich a Örtal zu sagn,
Da draußen im Stall,
Wanns befriedigt wirds sein,
In mei Behausung laß i di nit ein,
Weil da Fürsten und Grafen kehren ein.

Josef.

Tausend Dank sand Dir
Versprochen, mir und Dir,
Weist uns hast nicht ganz verstoßen
Und ein Oart befinden kannst.

Maria.

Sehet meine matten Glieder,
Ich auf das Stroh kann legen nieder
Und die Augen in süßer Ruah,
Sanft sie kann schliaßen zua.

Im ehemaligen salzburgischen Gebiete Bayerns, in der Gegend zwischen Laufen und Tittmoning, ist das „Anrollen", auch eine Art Anglöckelns, zu Hause. Hartmann beschreibt dasselbe in seinen Volksschauspielen und erzählt, daß die jungen Burschen in den letzten drei Donnerstagen des Advents nachts zu den Häusern kommen. Sie sind mit Schellkränzen (Rollen) behangen und verkünden ihre Ankunft durch lautes Jauchzen. Zwischen den Bewohner des Hauses und den Anrollern beginnt nun ein lustiges Rätselspiel, wobei es den ersteren darum zu tun ist, die Vermummten an der Stimme zu erkennen. Zum Schlusse werden die Burschen mit gedörrtem und frischem Obst beschenkt. Diese Nächte heißen im Volksmunde die „Anrollnächte".

Hartmann bringt eine große Zahl solcher Rätsel, welche alle von köstlichem Mutterwitz und Humor, wie von scharfer Beobachtungsgabe zeigen. Als Beispiele mögen folgende dienen:

„Vettal, sag ma wer da größt in da Kircha ist?"
„Da Petrus, weil a üba d'Hui (Haar) aufg'wachs'n ist."

„Was is vourn wiar a Zwirmkliawi,
A der Mitt wiar a Waschbliawi,
Hint wiar a Rechastiel?"

„Die Katze, wenn sie den Schweif ausstreckt."

(Aus Hartmann „Weihnachtlied und Spiel in Ober-Bayern". — Ob.-Bayr. Archiv Bd. 44.)

Endlich sei noch des „Klezi, Klezi"[1]) gedacht, einer Anglöcklersitte aus der Gegend von Obereching. Dort ziehen vor Weihnachten Kinder und halberwachsene junge Leute vermummt herum; die Vermummung besteht sehr oft darin, daß sich die Knaben als Mädchen und umgekehrt die Mädchen als Knaben verkleiden. Mit verstellter Stimme rufen sie „Klezi, Klezi" in das Haus hinein und läuten dabei mit kleinen Glöckchen, sonst aber sprechen sie kein Wort, um nicht erkannt zu werden. Nach Erhalt eines kleinen Geschenkes verlassen sie wieder das Haus.

Das Frautragen im Gebirge.

Eine eigentümliche Sitte, die noch vor mehr als 20 Jahren bestand, beschreibt Fräulein Eysn im Jahrgang 1899 der „Berliner Zeitschrift für Volkskunde", nämlich das sogenannte „Frautagen" in den Adventnächten des Jahres.

Der Inhalt ihrer Mitteilungen ist im Wesentlichen folgender: In vielen Dörfern des Pinzgaues besitzen einzelne Familien ein Frauenbildnis mit der Darstellung von Maria Heimsuchung. Ist der Advent herangekommen, so wird das Bild im Herrgottswinkel der Wohnstube aufgestellt, die Nachbarsleute kommen dann abends dort zusammen, um den Rosenkranz zu beten und althergebrachte Frauenlieder zu singen. Nach Beendigung der Andacht wird das Bild von einem Manne auf eine Kraxe (Rückentrage) gelegt und jung und alt begleitet den Träger mit brennenden Fackeln zum nächsten Gehöft. Dort wiederholt sich die gleiche Andacht, daran schließt sich aber in sehr weltlicher Weise die entsprechende Bewirtung mit Gesang und Tanz, bei dem es manchmal ziemlich toll zuging. So wanderte das Bild in jeder Nacht in ein anderes Gut, das dauerte bis zum hl. Abend; jeder Besitzer freute sich, es zu beherbergen, denn er erblickte darin eine gute Aussicht für ein reiches Erntejahr. Von der

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Lehrer Kogler in Eching.

Kirche nie erlaubt, wurde dieser nächtliche Aufzug, infolge des häufig damit verbundenen Unfuges, auch von der weltlichen Behörde verboten.

Im Anschlusse daran enthält die Abhandlung einige Frauenlieder mit den dazugehörigen Melodien. Durch Zufall ist es auch dem Verfasser gelungen, ein solch' altes Frauenlied aus Rauris zu erhalten, das als Probe bäuerlicher Gefühlslyrik hier folgt:

1.

Ein Ilgen[1]) ist entsprossen
Und ist kommen in die Welt,
Blüht so schön als wie ein Rosen
Ist von Gott selbst auserwählt.
Ohne Mackel ist's empfangen,
Und von Anna ausgegangen.
Frohlockt die ganze Engelschar,
Sobald sie geboren war.

2.

Schlange du bist schon gebunden,
Leg dich zu den Füßen hin.
Maria hat dich überwunden,
Deine G'walt und Kraft ist hin.
Gott hat sie selbst auserwählet
Und zur Schutzfrau uns bestellet,
Daß wir von der Dienstbarkeit
Sind erlöset und befreit.

3.

David laß die Harpfen klingen,
Stimme deine Psalmen an.
Hilf mir doch ein Brautlied singen,
Komm, meine Schöne komm!
Ich will mich dir ganz ergeben,
Und mein Herz zu dir erheben.
Weil du bist das schönste G'schöpf,
So unter der Sonne schwebt.

4.

Salomon hat's vorgebildet,
Und ein Tempel aufgebaut.

[1]) Lilie.

Er hat schon auf dich gezielet,
Daß von Dir wird gehen aus,
Jenes Heil der ganzen Erden,
Soll aus dir geboren werden,
Weil sonst keine war so fein.
Die könnt Mutter Gottes sein.

5.

Könnt ich deine Schönheit sehen,
Die dich fast in jener Welt,
Wie du bist mit Freud umgeben,
Und wie herrlich du gestellt,
Würd mein Herz vor dir zerfließen
Und sich legen dir zu Füßen.
Maria hilf der Christenheit,
Daß wir sehen deine Freud.

6.

Wann endlich die Stund wird kommen,
Daß ich muß von dieser Welt.
Könnt ich doch die Gnad erlangen
Wann die Seel' vom Leib wird scheiden
Tu sie mit deiner Gnad bekleiden,
Führ's zu dir in Himmelstron,
Daß sie dich ewig loben kann.

In dem an das Pinzgau angrenzenden Bayern besteht dieser Umzug in anderer Form. Dort heißt es „Anklöpfelgehen", ist also verwandt mit dem an anderer Stelle beschriebenen Anglöckeln. Es wird aufgefaßt im Sinne einer Marienverehrung und erfolgt in den ersten drei Donnerstagen des Advents. Dabei ziehen schöngekleidete Frauengestalten abends von Haus zu Haus und begehren durch Anklopfen am Fenster Einlaß. In den Wohnstuben werden dann von ihnen Marienlieder gesungen, wofür sie von den Hausbewohnern mit Geld, Obst und dergleichen beschenkt werden.

Das Halleiner Winter- und Sommerspiel.

Nach Weihnachten sieht man in der Umgebung von Hallein häufig zwei merkwürdig gekleidete, halbwüchsige Burschen die Straße dahinwandern.

Der eine ist vermummt bis zu den Ohren; er kommt daher in einem alten, abgetragenen Pelzrock, dessen Fell nach außen gedreht wurde, die Pelzhaube bis über die Ohren herabgezogen und die untere Gesichtshälfte in einem dicken Wollswahl gehüllt. Die Hände stecken in groben Fäustlingen, über die Schulter hängt ihm ein Sack, dazu trägt er noch einen festen Stock; dieser stellt den Winter dar. Sein Begleiter ist der Sommer im weißen, lichten Gewande, einen blumengezierten Strohhut auf dem Kopfe; in der Hand hält er oft ein kleines Fichtenstämmchen, das mit flatternden Bändern aus buntem Papier geschmückt ist. Bald lenken beide den von der Straße abzweigenden Fußsteig ein und stapfen im „gschlazigen" Schnee dem nächstgelegenen Bauernhaus zu, um dort den Streit zwischen Sommer und Winter vorzuführen.

Der Sommer beginnt:

Sommer: Ich tret herein zum Kindlfest,
Ich grüße die Herren aufs allerbest.
Ich will grüßen die großen wie die klein,
Sonst würd ich kein g'rechter Sommer sein.
Der Sommer werd' ich genannt,
Zieh dem Kaiser durch das Land,
Bettl das Brot und verkaufs wieder
Kommt der Winter, stoß ih'n niada.

Winter: Halt still, still, was der Winter verkünden will,
Es wird nun so kalt, daß alles tuat klinga,
Und daß Buben und Dierndl zum Ofen springa.
1, 2, 3 springt der Fuchs übern Zaun,
Kommen 7 alte Weiber mit Spieß und Spangen
Möchten den roten Fuchsen fangen.
Sie haben ihn gefangen, sie haben ihn gezogen
Aus seiner Haut den Pelz.
Also mei Summa hab noch was vergessen.
Bin 24 Wochen hintern Ofen gesessen.
Ich hab 24 Tauben im Stall,
Dö friß ich mitsambt den Federn all.
Aba nur i, der Winter alloan,
Summa dir gib ich die Boan.

Nun singt der

Sommer: Ich gehe her fürs Österreich,
Sieh von weitem den Sommer gleich.

Ja Herre, ja mein
Da Summar is fein.

Winter: I kimm heraus vom Birg so g'schwindt,
Bring nichts als Schnee und Wind,
Ja Herre, ja mein,
Da Winta is fein.

Sommer: Der Sommer kann am Kirschbaum steig'n
Der Winter muß herunten bleib'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Steigst du hinauf, so fällst du herab,
So brichst du deine Paar Krucken ab.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Dö Öpfl tuar i ma zuaha biagn,
Dö zeitögn tuar i en Sack einschiabn.
Ja Herre mein . . .

Winter: Schiabst du's ein, so druck is aus,
So hast nichts als Kern und Haut.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Lustig ist's, wanns Wetter schön,
So kann ich zu mein Dierndel um d' Osteroa gehn,
Ja Herre mein . . .

Winter: Vom Osteroa gehn hab ich öfter schon ghört,
Sie schmecken und stinken, sans abholen nöt wert.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Ich geh' herein zwischen zwoa Zäun,
Führ meinen Woaz' und Korn schön ein.
Ja Herre mein . . .

Winter: Führst du es ein, so drisch ich mirs aus,
Machtma mei Gredl gute Dampfnudl draus.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Z' Johanni ist's lustig, wenns Wetter ist schön
Kann ich zu mein Dierndl um d' Johannskrapfa geh'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Von dö Johannskrapfa, da muß ich lacha,
Dö sand ja die mehran von Leinöl bacha.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Kimmt gen bald der Bartelmätag
So baos i meine Äpfeln und Birn herab.
Ja Herre mein . . .

Winter: Boas das herab, so klaub mas i auf,
So macht mir mein Gredl a guats Kletzenbrot draus.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter, wo bist denn du uma g'fahrn?
Daß da dein Pelz so lausig is woarn.
Ja Herre mein . . .

Winter: Sommer, wo bist denn du uma g'fahrn?
Daß da dein Pfoad so ruaßig is woarn.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter, mit deiner langen Nasen
Taugst ön Schmied zum Feuer anblasen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Sommer mit deine großen paar Aug'n
Taugst ön Bauern zum Oacheln klauben.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Wie was denn, won kein Somma nöt wa,
Wurden die Kast'n und Stadeln lahr.
Ja Herre mein . . .

Winter: Wie was denn, wenn kein Winter nöt wa,
So kunnt'n die Herrn nöt Rennschlitten fahrn.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter du bist a grober G'söll,
Jagst dö alten Weiber in d'Höll.
Ja Herre mein . . .

Winter: Jag is hinein, so hoatz i brav ein,
So kinnan dö Luder brav singer und schrein.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter itzt bringst mi glei in d'Hitz,
I hau der oans einö, daß 's Bluat herspritzt.
Ja Herre mein . . .

Winter: Hau nur her, i weich dir nöt,
I bin der Winter und scheuch dö nöt.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter du därfst mir gar nicht viel sag'n,
I tua di glei bei der Tür ausjagen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Und eh i mi laß bei dir ausjag'n,
Tun wir eins raufen und tun eins schlag'n.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Gehn wir miteinander in Laberhaufen,
Tun ma gen schlag'n und raufen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Raufen und schlagen is no nöt gnua,
An Buckel voll Schläg kriegst auch dazua.
Ja Herre mein . . .

Jetzt wird gerauft.

Winter: Sumer itzt hast ma d'Har abgschlagn,
Jetzt kannst mi heim Buckelkraxen trag'n.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Und ehs ich dich tua Buckelkraxen trag'n,
Eh tua i di da in Stubmboden eingrab'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Ja mein Sommer du hast recht,
Bist du mein Meister und ich bin dein Knecht.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Gelt mein Winter ich hab dir getan,
Mit'n Raufen und Schlagen kannst du mir nicht an.
Ja Herre mein . . .

Sommer und Winter: Sommer reich mir deine Hand,
Winter reich mir deine Hand,
Geh' wir mit einander ins Sommerland,
Winterland.
Ja Herre, ja mein
Alle zwoa san ma fein.[1])

(Empfangen ihre Geschenke und gehen ab.)

---

[1]) Das „Wintar und Summar" (bei Süß, Volkslieder 207) stimmt mit diesem dem Volksmunde entnommenen Liede fast wörtlich überein.

Die Sternsinger.

Im Festkreis des Jahres übt das Dreikönigfest oder der „Obristtag“, wie es das Volk auch benennt, auf das Gemüt des letzteren einen besonderen Eindruck aus. Die Darstellung der drei Könige im Spiele läßt der Phantasie den weitesten Spielraum und in treuherzig naiver Weise kleidet es die Dichtung in Worte.

Die Sternsinger gehen von Weihnachten bis nach heiligen Dreikönige, so ungefähr bis 14 Tage nach Sylvester. Das Sternsingen ist fast im ganzen Lande gebräulich, besonders in Oberndorf und in Hallein. Die Sternsinger aus dem letzten Orte kamen einst weit in den benachbarten Pongau, aber auch in den Pinzgau; ein alter Pinzgauer Sternsingerspruch sagt:

„Sternsinga,
Sternschwinga,
Ist sov'l fei,
Ist so da Brau
s Loand aus und ei.“

Sobald das Ave Marialäuten vom Kirchturm verklungen ist, ziehen sie von Haus zu Haus, überall gern gesehen und begrüßt. Sie tragen über den Kleidern ein weißes Hemd und auf dem Hut eine zylinderartige Erhöhung von buntem Papier, die von innen mittelst eines Kerzchens beleuchtet wird; außen stehen die drei Buchstaben: C † M † B (Kaspar, Melchior und Balthasar). In der Hand haben sie Stäbe und einer von ihnen einen großen, papierenen, mit der Darstellung der Geburt Christi oder der heiligen drei Könige bemalten Stern; auch dieser ist von innen beleuchtet und wird während des Gesanges fortwährend gedreht.

Manchmal ist der Stern auch aus Holz geschnitten, zwölfteilig und mit zerstoßenem Glasstaub überstreut, der in der Beleuchtung und beim Drehen flimmert, wie die Wände eines Krippenberges. Die Teile desselben sind abwechselnd Strahlen und Flammen, die am Ende wieder kleinere aus Messingblech geschnittene Sterne zeigen. In der Mitte ist ein aus verschiedenfarbigem Staniol fazettierter Stern aufgeklebt. Diese Form ist besonders im Pinzgau gebräuchlich. Statt des Sternes wird hie und da auch eine Vortragstange benützt, die an ihrem oberen Ende zwei Platformen zeigt. Die untere größere zeigt eine Krippendarstellung, die Anbetung der Hirten; die Figuren sind aus Holz geschnitzt und bemalt; auf der darüber sich erhebenden kleineren ist eine Almhütte, umgeben von Hirten, Schafen und Ziegen sichtbar; das Ende der Stange ist von einem

vergoldeten Stern gekrönt. Auch diese Darstellung ist drehbar, wobei die Stange als Achse verwendet wird.

Die Sternsinger singen Lieder auf die Geburt Christi und auf die heiligen drei Könige; in manchen Orten führen sie ihre Lieder selbst dramatisch auf, wobei sich jeder beim Eintritte in die Stube selbst ankündigt:

„König Kaspar bin ich genannt,
Komm daher aus Mohrenland."

Das Ende ihres Gesanges ist gewöhnlich eine Bitte um ein Geschenk; sagt doch schon ein alter Regensburger Druck vom Jahre 1566[1]):

„Herr Melcher sprach im grawen Bart:
Potz plutz! potz darm! wie dürst mich so hart."

Die Sternsinger waren meist Schiffleute aus Oberndorf und Hallein, die in der verdienstlosen Winterszeit sich dadurch eine kleine Einnahme verschafften. In früheren Zeiten, als noch manche Landkirchen der Orgel entbehrten, waren es die Kirchensänger, die zur Weihnachtszeit als Sternsinger umhergingen und sich dabei kleine Geschenke in Geld oder Naturalien verdienten; es war dies sehr oft ohnehin die einzige Entschädigung für die Mühe ihres Amtes. Diese Zunft der Kirchensänger bestand sowohl im Gebirge als auch im Salzburger Flachlande bis fast auf das Jahr 1840; eine der berühmtesten Sängerfamilien waren die Öschlberger von Siezenheim.

Den Inhalt der Lieder der Sternsinger kennzeichnet Hartmann in trefflicher Weise mit folgenden Worten:

„Was den Humor unserer Lieder betrifft, so möchte ich hervorheben, daß in denselben ja nicht das Heilige verspottet wird. Vielmehr zielt die Satire auf die eigene menschliche Unvollkommenheit gegenüber einer göttlichen Erscheinung und Offenbarung."

Dem reiht sich würdig die Anschauung Weinholds an, wenn er sagt: „Die heilige Vergangenheit wird zur unmittelbaren Gegenwart. Das Volk sieht sich selbst in jenen Hirten und die Kinder begrüßen in dem Heiland ein Kind. Vertraulicher Ton, selbst ein Scherz vermählt sich mit der Andacht, ohne daß eine unstatthafte Verbindung entstünde; die Göttlichkeit wird nicht durch kindliche Lust beeinträchtigt."

Von dem üblichen Sternsingen unterscheidet sich jenes der Bewohner von Tiefbrunnau in der Gemeinde Faistenau[2]) ganz gewaltig. Hier sind die Darsteller meist Bauernsöhne und Knechte, welche zu Pferde bei Fackel-

[1]) Hartmann „Weihnachtslied und -Spiel", Oberbayr. Archiv Bd. 34.
[2]) Mitteilung des Herrn Schulleiter Riehl in Faistenau.

schein die ganze Nacht hindurch bis gegen 3 oder 4 Uhr früh von Gehöft zu Gehöft reiten und dort die alten Weihnachts- und Dreikönigslieder singen. Die heiligen Dreikönige sind in hübscher Gewandung, ihnen wird ein großer, wunderschöner Stern vorgetragen. Der letzte Winter hat im Spiele eine kleine Veränderung gebracht, da sie sich, infolge der unerhört riesigen Schneemengen, anstatt der wirklichen Pferde künstlicher Gestelle mit Pferdeköpfen bedienten. Eine weitere Eigentümlichkeit ist, daß sie stets die beliebte Bauernfigur, der „Lippai", begleitet und durch improvisierte oder der Rolle entsprechende Witze die Zuschauer erheitert. Er wird angesungen und antwortet darauf; vor Beginn des Singens ruft einer der Hirten aus der Begleitung der Könige: „Jetzt haben wir an fein und an grob'n Lippai, geh' eina und lög dö nieda auf'n Bod'n." Dann folgt nachstehender Zwiegesang:

Chor: Lippai steh' auf vom Schlaf!
Lippai: Wos muaß i toan?
Chor: Daß du so früh schlafen gehst!
Lippai: I schlaf schoan.
Chor: Geh' mit uns her auf d'Weid,
Schau was das Ding bedeut,
Is so licht wie beim Tag.
Lippai: Was wa denn das?
Chor: 's Kindlein liegt auf dem Heu;
Lippai: Und hat koan Bett.
Chor: Der Esel und der Ochs dabei,
Lippai: Dö frößens nöd.
Chor: Die Engel seind oben,
Das Kind is geboren,
Und soll der Messias sein!
Lippai: Nachard[1]) was fein.
Chor: Woll'n wir ihm a Opfer tragen?
Lippai: Dös war wohl recht,
's Lampi toama selber hab'n,
Wann er's nur möcht!
Du allerschönstes Kind,
Du verzeih'st unsere Sünd,
Wir wollens neama toan,
Geh' bitt i schoan.
Chor: Lippai steh' oamal auf!

---

[1]) Nachher.

Lippai: Geh gebts an Fried.
Chor: Wir müssen suacha geh'n,
Lippai: I geh halt nöd.
Chor: 's Kindlein ist voller Not
Und is der wahre Gott,
Und hat kein Herberg nöt.
Lippai: Dös glaub i nöt.

darauf spricht einer aus dem Chor:

„Gold und Silba tuat all's klinga,
Lippai steh' auf, jetzt wollen wir
Bei der Höh' auch eins singa."

Dann folgen Krippenlieder, wie z. B.: „Es zieht aus weiter Ferne", „Ihr Hirten stehet alle auf", „Heut hört' man großes Wunder".

Von den eigentlichen Dreikönigsliedern möge ob seines naiv humorvollen Inhaltes nachstehendes als Beispiel dienen; es entstammt einer Handschrift aus Rauris und findet sich auch als Variante um eine Strophe kürzer in Hartmanns „Volkstümlichen Weihnachtsliedern".

1.

Brüder nu sechts, bin schon da von der Roas,
Glab'n mechts koan Mensch, was i hiez nied alls woas.
G'sehn han i Sacha, brecha und macha
Na woll mein Oas.[1])
S Kindl und Mutter und was sisst alls wa,
A Ochs und an Esl, der Stall oba la.
Armut ganz Haufa, hilf davon laufa
Sach i woll a.
Und das war dessen, was mich so entsetzt,
Aber zu gleicher Zeit, mit recht großer Freid
Mein Herz ergötzt.

2.

Wie i han g'opfert, da ging i von Stall,
Außen bei sach i, d'Soldaten schon all,
Lauter fremd Freßa, bugladö Rößa
Leut ohne Zahl.
Gelt Bua es hamt uns di zwen nöt betrog'n,
Wir glaubten zuerst, nur krad alls was dalog'n,
Ja sie bekannten, 20 Elifanten
Wan a a mitzog'n.

[1]) Eid.

Dö hamt ganze Mauern, auf'n Ruck daher trag'n,
Mögens krad zuhi loan, woans nur krad schnaufa doan,
Hundert daschlag'n.

3.

Ich sach drei Herrn, der Krippen zugeh'n,
Aner war schwarz wie Zigäuner und schön.
Sach aus an Drichal, dös gwölbt war wie a Bichal
s' Gold außa steh'n.
s' Gold-Drichal hat er dem Kindl verehrt,
Das war bereits dessen was Gegenlieb werscht.
O Himmel Voda, weilst nur krad dada
Den Kindl was beschert.
O wie vergun is den Kindl so wohl,
Jetzt mag sein Mutter d'von,
Daß ihm was kaufen kann
Um dessen Gold.

4.

Aft kam der Alt, dem der Bart aha hangt,
Der ihm schier dreimal um d'Mitt' uma d'langt,
's Kind mit mein Späh'n han is daseh'n,
Wies ihm empfangt.
O das hät mi bald zum Weinen bewegt,
Wies Kind den Glatzkopf die Handl auflegt.
Aus diesem Triebe schau mit was Liebe
Er uns errett.
Wer diese Demut und Lieb nid erkennt,
Dem fehlt die Würdigkeit, daß man ihn eine Zeit
ein Menschen nennt.

5.

Aft kam da Dritt, wol a randiga Mon,
Der tragt auf sein Haupt wie die andern a Kron.
Und sein Verehren schmecket von Feren
handig und schön.
Gelt Bua der Alt hat an Weihrauch gebracht,
Der diesen Kind die größte Ehr zugedacht,
Wie zum Exempel in Salomons Tempel
Gott man es macht.

Gott ist, der sant ihnen zu einen Stern,
Und da sie ihn erkannt, gingens aus ihrem Land
Suchen den Herrn.

6.

Siehst du, dem Heiland sind alle Leut gleich,
Er fragt koan oanzign's, bist arm oder reich?
Er sagt: Vertraue, auf meine Lieb baue,
Nur nid scheuch.
Gott gibt uns Gnade, es leicht uns der Stern,
Daß wir ihn sehen bei nahe und fern,
Daß wir in Leiden, wie in Freuden
Dir folgen gern.
Es soll im Leben uns nichts mehr verführ'n,
Wann wir nur sind so g'scheid, daß wir zu keiner Zeit
Den Stern verlieren.

Der Palmesel-Umzug in Puch.

Der Palmsonntag gab von jeher Anlaß zu verschiedenen Meinungen und Gebräuchen. Unter den letzteren war noch im 18. Jahrhundert der Palmesel-Umzug in manchen Orten des Landes, so in Werfen, Bramberg, Tittmoning, Hallein u. s. w. in Übung; aber durch eine Verordnung des Erzbischofes Hieronymus Colloredo vom Jahre 1785 wurde diese Sitte verboten. Am Nonnberg spielte der Palmesel eine besonders bedeutende Rolle. Esterl in seiner Chronik dieses Stiftes schreibt davon; „Man pflegte in Nonnberg den Palmsonntag zum Andenken des Einzuges Christi mit einer besonderen Feierlichkeit zu begehen, wobei die Statue Christi auf einer Eselfigur aufgestellt wurde und der Esel mit Korallen, Granaten u. dgl. so reichlich behangen war, daß bei dem Volke, welches alles für echte Edelsteine hielt, die Sage entstand, er trage den Wert eines ganzen Königreiches. Wegen des Zulaufes vom Volke wurde zugleich ein Jahrmarkt gehalten, der erst bei der gegenwärtigen Regierung untersagt wurde, obwohl die Prozession mit dem Esel schon 40 Jahre früher unterbleiben mußte."

Infolge des erwähnten Verbotes mußte nicht nur der Umzug unterbleiben, sondern man verlangte noch weiter, daß der Esel geviertteilt und ein Stück davon zum Beweise des gegebenen Auftrages dem Konsistorium

eingeliefert werde; wie verlautet, sollen die frommen Frauen selbst die Exekution vollzogen haben. Da war der Vorgänger Colloredos, der Erzbischof Sigismund von Schrattenbach, dieser Sitte viel geneigter, denn er ritt selbst auf weißem Zelter, umgeben von seinem Hofstaate am Palmsonntag auf den Nonnberg, um der feierlichen Prozession anzuwohnen; nach derselben erhielt er für sein Reittier eine reichgestickte Schabracke. Trotz des Verbotes und der Vernichtung des Esels lebte doch der Brauch[1]) nochmals neu auf. Es wird uns erzählt: „Unter dem Nonnberger Tor stand anfangs der 20ger Jahre des 19. Jahrhunderts ein hölzernes Reittier, welches während der Prozession am Palmsonntage mitgezogen wurde, dasselbe war inwendig hohl. Nach der Prozession wurde es wieder unter das Tor gestellt und spendete während des ganzen Tages durch eine eigene Vorrichtung die in ihm vorhandenen Bockshörndl und Feigen."

Von allen den Umzügen hat sich bis auf unsere Tage der Palmeselumzug in Puch bei Hallein erhalten, oder wie v. Strele in seiner sehr verdienstvollen Arbeit über den Palmesel (Zeitsch. d. D. Oe. A.-Ver. Jahrgang 1897) vermutet, ist er von Hallein dorthin übertragen worden. Der Esel mit der darauf reitenden Christusfigur ist das ganze Jahr beim Kollerbauer aufbewahrt und wird am Samstag vor dem Palmsonntag abends in die Kirche übertragen. Christus[2]) trägt ein Kleid aus dunkelblauem Seidenbrokat, das am Saume mit einer Goldborte verbrämt ist; der Brustlatz ist durch ein silbernes Herz und Silbermünzen geschmückt. Der ebenfalls goldverbrämte Mantel ist aus leichtem, rotem Seidenstoff. Auf dem Kopfe hat er eine Art Krone aus grünen, gemachten Blättern, zwischen denen sich kleine, rote Blumen als Zier finden, die drei Strahlen des Nimbus sind aus Rauschgold. Die ursprüngliche Christusfigur war nicht mit Stoffen bekleidet, sondern angestrichen, das Kleid rot, der Mantel blau. Die rechte Hand hat Christus segnend vorgestreckt, darüber ist zugleich der Zügel verhängt; in der linken trägt er einen Strauß von künstlichen Blumen, frischen Palmzweiglein und gefärbten Hobelscheiten, von einer rosaroten Seidenschleife zusammengehalten. Das Zaumzeug des Esels zeigt die hier übliche Kaurizier, die Figuren selbst dürften ungefähr dreiviertel der natürlichen Größe entsprechen.

Am Palmsonntag nach der Palmweihe zieht die Prozession, wie es überall üblich, um die Kirche herum; hinter den Ministranten, den Sängern und dem zelebrierenden Priester folgen zunächst zwei Bauern, die

[1]) Museums-Archiv.
[2]) Mitth. d. Frl. Köppl, Lehrerin in Oberalm.

geweihte Palmzweige in den Händen haben; hierauf wird der Esel mit der Figur Christi auf einer eigens hiezu erbauten Bahre von vier Burschen getragen; dann folgt betend das Volk. Die Leute selbst tragen hier ganz besondere Palmbäume, nämlich große Aeste der Weiden, die mit geringelten, blau, gelb, rot und grün gefärbten Hobelscheiten, Aepfeln, Bretzen u. dgl. geziert sind. Der Esel bleibt dann bis Mittwoch in der Charwoche aufgestellt und als Weihopfer werden zwischen seinen Ohren Kerzen aufgesteckt und brennend unterhalten. Endlich wandert er wieder zurück zu dem früher genannten Bauern, wo er das Jahr über aufbewahrt wird.

Rittprozessionen.

Die sogenannten Rittprozessionen dürften noch im 18. Jahrhundert in einzelnen Teilen Salzburgs ziemlich häufig gewesen sein; aber auch sie haben durch eine Verordnung des Erzbischofes Hieronymus Colloredo, der durch seine kirchlichen Reformversuche manchen alten Brauch aufhob, ihr Ende gefunden. Im Jahre 1786 verlangte der Erzbischof von den einzelnen Dekanen einen Bericht, in welchen Kirchen Osterritte noch gebräuchlich seien. Es waren dies Pfarritte, welche im Umreiten der Felder und Marken bestanden, die aber gerade nicht immer zu Ostern sondern auch am Stefanstag oder zu Georgi gehalten wurden. In den an das benachbarte Oberösterreich grenzenden Gebieten war es der Pankrazitag, an welchem der übliche Mairitt, ein ursprünglich heidnisches Frühlingsfest, in christlicher Umgestaltung stattfand.

Es ist gewiß nicht uninteressant, den sagenhaften Ursprung dieser Ritte kennen zu lernen, wie sichs unser Gebirgler in der „Sage von der Glemmerbraunen oder Nimmersatten und dem heiligen Leonhard“ erzählt.

Es waren die wegen der Zucht schwerer und schöner Pferde berühmten Pinzgauer, welche in uralten Zeiten auf einem Viehmarkte vor dem Gebirge eine schöne, braune, trächtige Stute einhandelten. Unter Jubel und Sang führten sie das Tier zuerst in die Glemm, jenes mehrere Meilen lange Seitental, das nördlich von Zell am See sich in westlicher Richtung, von der Saalach durchflossen, erstreckt. Die Glemmer hatten sich diesen Vorzug ausgebeten, auf ihren fetten Almen sollte sich das Wohlbefinden des Tieres noch steigern; freilich eines wußten alle mitsammen nicht, daß nämlich das Roß von einem Neidhammel verzaubert war. Sie sahen das Tier frisch und gesund auf den üppigen Triften

weidend. Es warf zwei Füllen, ebenso munter und äsig wie die Mutter. Aber bald merkten die Bauern, daß auf ihren Alpen bei der Gefräßigkeit des fremden Gezüchtes nichts mehr für ihren übrigen Viehstand bleiben mochte und sie baten daher dringend ihre Nachbarn, die Zeller mitzuhelfen, die braune Stute wieder aus dem Tale zu schaffen.

Das hielt schwer! Nur indem sich die Glemmer und die Zeller vereint an den Schweif der Stute spannten, gelang es, sie rückwärts auf den schönen Zellerboden herauszuziehen. Aber auch die Zeller merkten bald, wie ihre Alpen durch die nimmersatte Stute sehr kahl wurden. Sie veranstalteten daher ein allgemeines Treibjagen und die Braune rannte mit ihren Füllen in das Fuschertal.

Als die Gefräßige auch hier die Trift bald abgeweidet hatte, streckte sie ihren ungeheuer langen Hals über den Tauern nach Kärnten und begann dort das Gras mit der Wurzel zu verschlingen, so daß seither die Hochalpen Kärntens sich nicht mehr erholen können.

Die Kärntner wollten sich gleichfalls des fremden Gastes ehestens entledigen, aber nur durch ein Aufgebot der Kärntner, Pinzgauer und Pongauer gelang es, der Nimmersatten und ihrer Füllen Herr zu werden. Sie erschlugen das alte Ungeheuer und warfen dessen Gebeine in den Zellersee.

Inzwischen kam auch der heilige Leonhard in das Pinzgau und wies die Bauern an, die beiden Füllen bei mäßiger Atzung zu prächtigen Hengsten heranzuziehen.

Zum Danke dafür hielten die Pinzgauer alljährlich den Leonhardi-Ritt.

Ganz verschwunden ist übrigens dieser Brauch nicht, denn noch wird jedes Jahr am Osterdienstag der Osterritt in Untereching bei Oberndorf abgehalten.

Um 12 Uhr mittags versammeln sich die Teilnehmer, es sind dies Bauern aus der Gemeinde und der nächsten Umgebung, mit ihren Pferden bei der Weitfeldkapelle.

Von dort reiten oder „weisen" sie dieselben, alle Jahre um ein anderes Feldgebiet herum und zwar um jene Aecker, wo das meiste Getreide steht. Die Pferde sind sorgfältig geputzt, mit bunten in die Mähne und den Schweif geflochtenen Bändern geschmückt und tragen das beste Geschirr, besonders blitzen und glänzen die blanken, messingenen Zierscheiben der Zäume in der Sonne.

Zum Schlusse ziehen sie nach Untereching zur Kirche und reiten dreimal um diese herum, wobei der Priester, unter dem Portal stehend, sie betend mit Weihwasser besprengt und ein Zechprobst mit dem Klingel-

beutel Opfer entgegennimmt. Im Wirtshause findet dann die Feier oft durch einen glücklich geschlossenen Pferdehandel ein Ende. In großer Zahl findet sich bei der Gelegenheit insbesonders die ländliche Bevölkerung aus dem benachbarten Baiern und zwar aus der Gegend von Leobendorf, Kirchanschöring bis Fridolfing und Tittmoning ein.

Auch in dem oberhalb Oberndorf gelegenen Wallfahrtsorte Maria-Bühel wird jährlich im Mai der sogenannte Leonhardiritt abgehalten, doch soll derselbe, nach mündlicher Mitteilung, kaum dreißig Jahre bestehen.

Über den Bühelritt berichtet das „Salzburger Volksblatt" vom 15. Mai 1905 nachstehendes: „Am letzten Sonntag nachmittags 1 Uhr fand bei der Wallfahrtskirche zu Maria Bühel bei Oberndorf nach altem Herkommen der sogenannte Leonhardi-Pferderitt statt, wobei sich 72 Pferde beteiligten. Um halb 1 Uhr versammelten sich die Reiter auf ihren mit Bändern und Schleifen gezierten Pferden am Gastagberge und zogen paarweise vor 1 Uhr zur genannten Kirche. Bei dieser angelangt, teilten sie sich in vier Gruppen. Sodann ritt jede Gruppe dreimal um die Kirche herum, während der Geistliche den Reitern und Pferden Weihwasser spendete. Die hiebei von den Reitern gemachten Geldspenden werden zur Lesung von Messen zu Ehren des heiligen Leonhard verwendet. Dieser Ritt wird von jeher vom Josef Kainzbauer, Winnhartbauer und Johann Paischer, Buchnerbauer, geleitet und überwacht."

Von den Fronleichnamsritten bestand jener zu St. Jakob am Thurn[1]) am längsten, denn er wurde noch 1880 oder 1881 zum letztenmale abgehalten; dann stellten sich verschiedene Hindernisse ein, so schlechte Witterung mehrere Jahre hintereinander und anderes, die dazu beitrugen, den Ritt aufzugeben. Vor ungefähr 15 Jahren machte man wohl wieder einen Versuch, ihn neu ins Leben zu rufen, da aber die meisten Kostümstücke verkauft, verschleppt und zerrissen waren, so scheiterte derselbe.

Die Prozession fand am Fronleichnamstage vormittags statt und bewegte sich abwechselnd das eine Jahr von St. Jakob nach Elsbethen und zurück, das darauffolgende in verkehrter Ordnung. Im letzteren Falle ritten die Reiter der Prozession nur bis zum Gute Haslach, am Fuße des Berges, entgegen, mit dieser nach St. Jakob herauf und nach dem hl. Amte bis Elsbethen hinab, wo sich der Zug auflöste.

An der Spitze des Zuges ging ein Fahnenträger, dem folgten die Reiter, hierauf reihte sich wieder eine Fahne ein, daran schlossen sich die

---

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Schulleiter G. Riedherr in St. Jakob.

Schulkinder, die Jungfrauen, die Schützen und die Jakobi-Bruderschaft, dann kam unter dem Traghimmel die Geistlichkeit mit dem Sanktissimum und den Beschluß machten die Männer und Weiber.

Die Zahl der Reiter, welche den Zug begleiteten schwankte zwischen 8 und 12 bis 20; dieselben waren teils Thurner, teils Elsbethner, auch Pucher nahmen daran hie und da teil. Das Kostüm der Reiter war folgendes. Alle trugen steife, gewichste Reitstiefel, ausgenähte Gamslederhosen, weiße Westen, rote Knieröcke und schwarze Hüte mit rotem Federbusch. Im Stiefel stak ein spanisches Rohr und jeder hatte einen Kavallerie-Säbel umgeschnallt. Auch die Pferde waren geschmückt; sie trugen entweder „Scheibenzeug" oder „Beindlzeug"; das erstere wurde schon beim Echingerritt erwähnt, das letztere ist der bekannte aufgenähte Kaurischmuck, von den Bauern treffend „Schlangenkranl" benannt. Diese Geschirre wurden in den Gütern Oberkobleiten, Seeleiten und Röck aufbewahrt. Alle benützten Sättel. In der Mitte der Reiterschar ritt der „Jakobsreiter", d. h. der Darsteller des hl. Jakob, welcher das kuttenartige Pilgerkleid der Jakobi-Bruderschaft mit den Muschelschalen, dem Lederkragen und roten Pilgerhut trug. In der Hand hielt er eine dreizackige Fahne in den Farben weiß, gelb, rot. Sein Pferd, das stets ein Rappe sein mußte, hatte bloß einen roten Riemenzaun; auch wählte man einen Mann zum Darsteller, der eine tiefgebräunte Gesichtsfarbe besaß und womöglich einen schwarzen Bart trug.

Bei den Evangelien wurde Paradestellung genommen, dann kommandierte der Hauptmann: „Links g'schaut!" „Salutiert!" Der Reiterhauptmann ritt während der ganzen Feier mit blanker Waffe, während die übrigen Reiter nur bei den Hauptmomenten auf den Befehl „ergreift den Säbel" denselben zogen.

Aus der ganzen Umgebung wurden die besten Pferde ausgesucht und zu leihen genommen. Jeder Reiter mußte einen Begleiter, „Schinagler" genannt, haben, der ihm beim Schießen, beim Spiel der Musik das Pferd herhalten mußte. Zu dem Dienste eines Schinaglers wurde meist der Besitzer des Pferdes, dessen Sohn oder ein Knecht genommen.

Schon einige Tage vorher ging es ans Putzen des Pferdes und des Geschirres, die Pferde wurden eingeritten, „dressiert", und beim Feststritte zeigten sie sich dann ganz stolz auf ihr Geschirr; sie mußten einen „künstlichen Gang machen", wie die Leute sagten. Übrigens kam das Prangreiten dem Betreffenden nicht gar so billig, denn auf 20 Kronen konnte man immer die Kosten hiefür veranschlagen.

Die Namen der Teilnehmer wechseln ziemlich stark; besonders ge-

nannt wurden die Söhne oder Besitzer vom Madlbauerngut, Göslgut, Simonbauer, Rehrlbauer, Wurzer, Hintergasteig, Hochgols, Denningbauer und andere.

Auch im benachbarten Puch soll einst dieses Prangerreiten üblich gewesen sein, doch ist dort diese Sitte schon viel früher erloschen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Reiter auch zum Empfang des Erzbischofes bei kirchlichen Visitationen aufzogen, ebenso fanden bei großen Hochzeiten Hochzeitsritte statt, aber nicht im vorerwähnten Kostüme, sondern im Hochzeitskleid.

Zu den Rittprozessionen gehört auch der „Antlaßritt im Brixentale". Wenn derselbe heute auch auf tirolischem Boden sich abspielt, so war es doch durch Jahrhunderte hindurch, bis zur Säkularisation des Erzstiftes, salzburgisches Gebiet, und die Entstehung dieses Rittes reicht weit in die Zeit zurück, als noch Salzburgs Erzbischöfe den Teil Tirols beherrschten, der noch immer kirchlich mit der Erzdiözese vereinigt ist.

An der äußersten Grenze des Brixentales steht eine kleine Kapelle mit einem Gemälde von geschichtlicher Bedeutung. Darauf sieht man, vom Brixentale herunterkommend, einen Priester mit dem Allerheiligsten, Ministranten mit Glöcklein, Meßner, Kirchpröbste mit Laternen und Fahnen. Hinterdrein folgen Bauern mit den Waffen des Landsturmes in den Händen und alle insgesamt zu Pferde. Vor ihnen stürzen in wilder Flucht schwedische Reiter über die Kitzbühler Grenze hinunter. Die Sage erzählt davon: „Im Jahre 1648 drangen die Schweden aus dem Gebiet von Kitzbühel ins Brixental vor. Die Brixentaler, nicht erschrocken über die grausamen Gäste, zogen ihnen in der Schlachtordnung, wie das Bild zeigt, mutig entgegen, griffen sie bei Klausenbach an und schlugen sie in die Flucht."

Zum Danke für diesen Sieg halten die Brixentaler alljährlich diesen feierlichen Auszug zur genannten Kapelle. Die Geistlichen mit dem hochwürdigsten Gut zu Pferde voraus, alle Männer des Tales in Volkstracht auf ihren starken Rossen hinterdrein, mit wehenden Fahnen und mit dem Schalle der Musik, begleitet von dem Gebet des zahlreich folgenden Volkes. Vor der Kapelle werden die vier Evangelien gesungen und nach demselben geht es wieder in derselben Ordnung nach Hause.

Diese Prozession findet stets am Nachmittage des Fronleichnamstages statt; die öfter gehörte Redensart „bis hieher und nicht weiter, kamen die schwedischen Reiter", dürfte vielleicht hierin ihren Ursprung haben.

Der Tamsweger Samson.

Seit den ältesten Zeiten fällt im Lungau dem biblischen Helden Samson eine hervorragende Rolle zu; er bildet heute noch die Hauptfigur bei manchen Festzügen. Der Tamsweger Samson-Umzug am Nachmittage des Fronleichnamstages wird noch immer im ganzen in derselben Weise gehalten, wie vor vielen Jahrzehnten.

Der treue Beobachter und verständige Sammler heimatlicher Bräuche, Ig. von Kürsinger, hat in seinem sehr wertvollen Buche über den Lungau den Umzug des Samson so eingehend geschildert, daß seinen Ausführungen wohl wenig mehr beigefügt werden kann. Nachdem aber dieses Werk längst vergriffen ist und sich nur noch vereinzelte Exemplare im Besitze von Privaten oder Bibliotheken befinden, so möge wenigstens die Schilderung oberwähnter Sitte wieder weiteren Kreisen zugänglich werden.

Der Verfasser schreibt:

„Am Fronleichnamstage nachmittags wird der Samson im ganzen Markt herumgetragen. Es ist dies eine Figur von ungefähr 5½ Meter Höhe, so daß er weit über den ersten Stock der Häuser hinaufreicht. Am Leibe trägt er ein langes, lichtgelbes Unterkleid (Tunika) mit einer lichtblauen an den Rändern bebänderten Jacke, über die linke Schulter herab ist ihm ein Krummsäbel umgehangen. Über dem rotbrüchigen, wohlgenährten Gesicht glänzt ein versilberter Kriegshelm von bunten Schwungfedern umwallt und vorne mit einem sternförmigen Spiegel geziert. In der einen Hand hält er den Schaft einer langen Lanze ohne Spitze, in der anderen den bekannten Eselskinnbacken. In seinem hohlen Leibe steht ein Mann, auf dessen Schultern das schwere Gerippe dieser Figur ruht. Der Träger desselben muß ein sehr starker Mann sein und beim Vorschreiten muß er um so vorsichtiger sein, als er nur durch zwei am Unterkleide des Samson angebrachte Oeffnungen zu Tage sieht und ein Sturz unter der schweren Last ihn erdrücken würde.

Vom Träger des Kolosses bis zum Kopf desselben ist im Innern eine eiserne Stange durch den hohlen Leib angebracht, mittelst dessen der bewegliche Kopf des Riesen sich nach links und rechts wenden kann.

Vor und hinter ihm zog eine Abteilung uniformierter Bürger als Leibwache, an der Spitze des Zuges ging die Musik. Zu beiden Seiten gehen seine Edelfräulein, zwei weibliche Zwerge mit ungeheuren Köpfen; ihre Winzigkeit hebt die Riesengestalt ihres mächtigen Gebieters umsomehr heraus."

Den Umzug des Samson schildert auch der Tamsweger Chronist

Kocher „Die Tamsweger Prang mit dem Samson“ (Zeitschrift für österr. Volkskunde 1896). Als kulturhistorischer Beitrag aus der Mitte des 18. Jahrhunderts möge die Stelle hier folgen: (Vor dem Samson) „gehen die Schizen. 1. Der Hauptmann mit einem Helmborten. 2. gehen 3 Fruaschizen (Fourier), 3. gehen 2 Trumelschlager und Pfeifer, 4. gehet der Herr Kabral (Korporal) der sie Kumadireth, 6. gehen 4 glider Schizen, in jedem glith 4 Man und auch 2 Kabral mit ihren Helmborten, 7. gehet der Sämsam (Samson) . . . (nach demselben) 8. gehet der Fenderich mit seinen schenen, großen Fahn, 9. gehen 2 Trumelschlager und Pfeifer, 10. gehet ein gemainer Kabral, 11. gehen 4 glider Schizen in ieden glid 4 Man, zu lätzt ein gemainer Kabral . . . .

Die Schizen haben auch alle Rohte Rökh an und Kränähtirer (Grenadier-) Hauben auf, auch auf der einen Agsel den Sähbell und auf der andern die Patran Toschen gehanket ins Creuz.“

Wir geben wieder Kürsinger das Wort:

„Meister Samson beginnt seinen Ausflug mit der Reverenz-Beugung vor dem Pfleggerichtsgebäude, dann zieht er zum Dechantshof, zum Marktvorstande und vor die Häuser jener, von denen er glaubt, daß sie Wohlgefallen an ihm haben.

Wenn der Samson vor einem Hause ankommt, hält der Festzug und bildet um den großen Herrn einen Kreis. Die Musik beginnt mit einem Marsch und geht dann in einen steierischen Tanz über. Sobald Samson diese liebliche Weise hört, beginnt der alttestamentliche, schwerfällige Herr mit schwerem, pathetischem Schritte einen Steirer zu tanzen, während die ihm kaum an die Knie reichenden Zwerglein um ihren Gebieter herumwalzen.

Die Sage geht im Volke, daß dieser Samson ursprünglich in Wölting gewesen ist, dessen Bewohner einst von einem Erzbischof dieses Samson-Privilegium erhalten haben, wegen der Tapferkeit, die sie in der Besiegung der Margarete Maultasch bei der Feste Turnschall bewiesen haben.

Der Samson dürfte als uralte Volksfeierlichkeit von den Kapuzinern nur verbessert worden sein. Chronist Kocher sagt, daß die von den Kapuzinern veranstalteten Prangtage am Fronleichnamstage sowie am Bruderschaftsmontag besonders durch die von ihnen eingeführten alttestamentlichen Figuren sehr feierlich gemacht worden.

Er beschreibt bei Bezeichnung der Fest-Ordnung, welche jederzeit ein P. Kapuziner als eigener Prozessionsmeister geleitet hat, unter andern die Figur des Samson, indem er sagt:

„7tens gehet der Sämsom. Diesen muß ein starker Man Tragen. Der hat 1 fl. lan. Diser Trager mus auch einen Firer haben, der ihn weisen mus, weil er nur bei zwei löchern heraussehen mus — Dieser Sämson ist gros und bei 12 schuah hoch, er ist gekleittet als wie ein Mensch, in der einen Hand hat er einen spieß auf der agsel, in der andern hat er ein Kaiwagen (Kinnbacken) bein. auch einen Säbel auf der Seiten. Den Kopf hat der Trager auf einen Stangel, das er hin und her Trähen kann, das der Kopf hin und herschauet. Der Trager hat iber den Rugen eine Eisenstang und (ist) um die mitten mit Riem zusammen gedornet.“

Später in seinem Traktatus „wie bei Prang widerum alles abkumen ist,“ erzählet der Chronist Kocher folgendes:

„Die Figuren hat schon der Kuhmisäri Johann Senninger (fürsterzbischöflicher Archidiakonats-Kommissär 1761—1769) abkumen lassen. es hat ihnen alles vil zu lang gedaueret, und die Ochsen-Prang wolte ihme auch nicht gefalen. Da haben sie das Figuren firen sein lassen und nicht mehr gefiret. Darnach haben sie gehende Figuren eingestöllet und angekleidet, die alt Testamentische geschichten und Figuren vorstöllen als nemlich den Moise und Aron, Aberham und Isakh, den Goliath und Jutith und noch viele andere mehr, und das war wohl auch recht gar schen und das daueret bis auf das Jahr 1786. Da seint abgeschaffen die Procesianen und Prang Täg, die seint nicht mehr erlaubet als an den Franleichnamstag und auf den Suntag darauf zu Prangen. Und da ist auch nicht mehr verlaubet in der Prang zu haben als Jungfrauen, Bruderschaft Menner und die Handwerchs Zunften. An den Bruderschaft Montag wird die Prang gehalten, aber auch kein Schiz, kein Schus, kein Figur es seint Tragente oder gehente; alle Tragente Pilter, alles ist abgeschafen.“

Vogt, ein anderer Chronist, sagt weiter: „In diesem 1798ten Jahr ist der große neue Samson gemacht und zum erstenmale getragen worden. Allein im Jahre 1803 wurde er wieder abgeschafft.“

Da jedoch das Volk eine besondere Lust und Freude an diesen Samson fand, so wurden dessen Aufzüge bald wieder bewilligt und sie bestehen noch als letzter Rest der alten Prangaufzüge.

Ähnliche Aufzüge erwähnt Kürsinger auch von Muhr und Ramingstein. Die Muhrer leiten den Besitz des Samson aus den Zeiten der Margarete Maultasch und von dem Einfall der Ungarn ab. Weil die Muhrer sich so tapfer wehrten, so erzählt die Sage, erhielten sie das Recht den Samson tragen zu dürfen, als Symbol der Kraft und Tapfer-

keit. Statt des Samson trugen die Ramingsteiner den riesigen Philister Goliath herum, der vom Hirtenknaben David begleitet wurde; dabei gaben sie den Kampf mit der Steinschleuder, wie er im alten Testament beschrieben wird, zur Schau.

Das Himmelbrotschutzen.

Dieser uralte, nach der Überlieferung aus dem 13. Jahrhundert stammende Brauch, findet am Fronleichnamstage auf der Salzach zwischen Oberndorf und Laufen statt.

Am Morgen des Festtages werden die Bewohner durch dröhnende Böllerschüsse und die schmetternden Klänge der Musik, die zur Tagreveille den Markt durchzieht, aus dem Schlummer geweckt. Bei dem feierlichen Umgange am Vormittage des festlichen Tages begleitet die Schiffergarde das Hochwürdigste auf dem Zuge; an der Spitze die Musik ziehen sie vor dem letzteren her, während 12 Mann als Ehrengarde links und rechts den Himmel begleiten. Die Schützen tragen als Uniform hellrote Röcke mit gelben Metallknöpfen, weiße über die Schultern gekreuzte Riemen, an denen Patrontasche und Säbel hängen, Jägerhüte mit weißen Federn und hechtgraue, rotpassepoilierte Beinkleider. Sämtliche Mannschaft ist mit Musketen bewaffnet, die Offiziere haben dafür Schleppsäbeln mit Portepee aber statt des Jägerhutes einen zweispitzigen Hut mit weißen Straußenfedern und um die Mitte die Feldbinde.

In allen Gassen, durch welche sich die Prozession bewegt, sind grüne Erlen-, Birken- oder Buchenäste in den Boden gesteckt, Triumphbögen errichtet und die Häuser mit Kränzen, die Fenster mit Bildern und Lichtern geschmückt. Vor dem Himmel gehen vier weißgekleidete Knaben, mit roten Schärpen um den Leib und einem rotweißen Barette auf dem Kopf. Dieselben tragen an den vier Enden ein sogenanntes, mit zierlicher Stickerei reich verbrämtes Schutztüchlein; in dessen Mitte liegen vier Blumenkränzlein und in jedem derselben eine schon vorher vom Priester geweihte (nicht consekrierte) Hostie.

Während der Priester das erste heilige Evangelium auf dem Marktplatz liest, entfernen sich die Knaben und besteigen ein mit Blumengewinden und Fähnchen reich verziertes Schifflein.

Nachdem der Priester das zweite Evangelium bei der Johannesstatue nächst der Brücke gelesen und sich mit dem Sanktissimum auf die Brücke

begibt, wird das Schifflein der vier Knaben flott gemacht und segelt stromabwärts. In dem Augenblicke als das Schifflein unter der Brücke durchfährt, gibt der Priester den heiligen Segen und die Knaben schwingen die Hostien in die Salzach. Wenige Sekunden später und das Schifflein verschwindet hinter dem Gestade an der Altach. Die Knaben steigen ans Land und begleiten mit dem leeren Tuche gerade vor dem Himmel gehend die Prozession. Man nennt diese Handlung „Himmelbrotschutzen" und will damit ausdrücken, daß Christus das Wasser segnen und die Schiffer zu Wasser und zu Lande beschützen möge.

Das Banditenfangen.

Am Fronleichnamstage nachmittags 1 Uhr versammelt sich die Schiffergarde in Oberndorf in Uniform und voller Bewaffnung und zieht dann, die Musik an der Spitze, am rechten Ufer der Salzach eine gute Viertelstunde flußaufwärts. Dort angekommen, besteigen die Schiffer 8 bis 10 bereitstehende Schiffe, nachdem sie sich vor der Abfahrt in zwei Parteien, in Freund und Feind, geteilt hatten; die letzteren werden immer „Banditen" genannt.

Die Bemannung jedes Bootes besteht aus 6 bis 8 Mann; während der Fahrt entwickelt sich nun zwischen den Gegnern ein lebhaftes Feuergefecht. Zwischen dem Geknatter des Einzelfeuers dröhnen die Salven der Schwärme und die Banditen werden immer mehr in die Enge getrieben. Die Fahrt, während welcher die Musik ununterbrochen ihre rauschenden Märsche erklingen läßt, wird fortgesetzt bis in die Altach. Unter der Brücke werden die Banditen bereits gefangen genommen. Kaum sind die Schiffe gelandet, so entfliehen die Gefangenen und suchen eine neue Deckung auf. Sie werden aber von den Schützen verfolgt, umzingelt und festgenommen. Gefesselt durchziehen sie nun zwischen den Abteilungen der Garde den Markt, um endlich freigelassen zu werden. Damit hat das Schauspiel, das stets zahlreiche Zuschauer aus Bayern, und aus der näheren und weiteren Umgebung Oberndorfs, insbesonders auch aus Salzburg, herbeilockt, sein Ende erreicht.

In früheren Zeiten hatten die Räuber und ihre Verfolger eigene Uniformen: die ersteren trugen kurze, schwarze Jacken, rote Hosen und die Anführer hatten auf dem Kopfe rote, herabhängende Hauben, ähnlich den venetianischen Schiffermützen, während die gewöhnlichen Räuber kurz-

geschorene Pudelmützen trugen, die Garden hingegen hatten rote Röcke, weiße Hosen und Hüte mit rot und schwarzen Federbüschen. Die Räuber waren zudem ausgerüstet mit Flinte, Pistolen und Dolchen.

Das Wasserstechen auf der Salzach.

Der Schauplatz dieses Volksspieles ist die Salzach zwischen Laufen und Oberndorf. Vom grünen Angerl stoßen die gegnerischen Schiffe von zwei verschiedenen Punkten ab, um sich in der Mitte des Flusses zu treffen. In rotweiß bemalten Zillen steht am „Kranzl" (Hinterteil des Schiffes) ein Schiffer, in weißleinener Weste, langen Beinkleidern, auf dem Kopfe ein rotes Barett mit weißroten Federn. Jeder der Kämpfenden hat im rechten Arm eine 6 bis 8 Schuh lange, hölzerne Stange, die vorne mit einer runden Scheibe abschließt. Die vier rotgekleideten mit Federbusch gezierten Ruderer arbeiten nach Leibeskräften, während der „Seßtaler" genau der Richtung achtet. Hie und da hört man in der Schiffersprache die Zurufe „wahdi", d. h. achtgeben, „giatla" langsam oder „beiha fah" links lenken u. s. w.

Der Hauptvorteil beim Stechen ist Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit im Rudern, damit das Schiff so wenig als möglich schwanke, denn die Kämpfer standen manchmal auch auf einem frei hingestellten Fäßchen oder ritten auf demselben und dann war es beinahe unmöglich, den Sturz in die Wellen zu vermeiden.

Sobald sie sich einander näherten, erhoben sie langsam die Speere, stießen sich auf die Brust und zogen rasch die Stangen wieder zurück, weil nicht nur der Stoß des Gegners, sondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung brachte. Der Überwundene stürzte gewöhnlich seitwärts rücklings in den Fluß und wurde schwimmend von seinem Schiffe aufgenommen. Oft geschah es, daß beide zugleich den Halt verloren und ins Wasser fielen, wobei dann nebst Trompetenschall ein allgemeines Gelächter und Händeklatschen unter den Zuschauern ertönte.

Dieser Wettkampf dauerte ununterbrochen gegen zwei Stunden. Mancher der Turnierenden wagte mehr als einen Gang und suchte im zweiten Anlauf den Schimpf des ersten zu rächen oder die errungene Siegespalme zu behaupten.

Endlich begann ein neues Schauspiel.

Von einem ungefähr zwei Klafter hoch über dem Wasser gespannten

Seil hingen mehrere Blumenkränze mit angebundenen Geldstücken herab. Um dieses Seil muß der Preislustige, während sein Nachen stromab im Nu hinweggleitet, sich hinaufschwingen und mit der einen Hand und mit übergeschlagenen Bein, sich daran solange festzuhalten trachten, bis er mit der andern ein solches Kränzlein losgebunden hat. Ist ihm dies gelungen, so nimmt er den eroberten Preis zwischen die Zähne, stürzt sich in die Fluten und gewinnt schwimmend das Ufer. Mancher verfehlt indes den Augenblick und folglich das Ziel, andere besitzen nicht Kräfte oder Geschicklichkeit genug, um hinanzuklimmen, wenn auch die Hände das Seil erreicht haben; sie müssen unverrichteter Dinge ins kalte Bad und werden noch tüchtig ausgelacht.

Auch ein Bajazzo trieb manchmal in einem Bottich daher und konnte sich ein Best holen. Dasselbe bestand ursprünglich in einer vorher getöteten, an einem Fuße aufgehängten Gans, welchem Tier er während des Fahrens den Kopf abbeißen oder wenigstens abreißen mußte; man nannte den Vorgang Gänserupfen oder Gänsereißen.

Die größte Lust für die Zuschauer bildete aber das „Hansel und Gretel“ abfahren. Diese beiden närrischen Alten fuhren ruderlos jedes in einem wannenähnlichen Zuber daher, beschimpften einander in der derbsten Weise und tranken dabei unaufhörlich aus der Brantweinflasche; sobald die Strömung die beiden Fahrzeuge zusammentrieb, fingen sie an zu raufen, bis eines von ihnen im Wasser lag.

Fast in der gleichen Weise wurde seinerzeit auch in Hallein das Schifferstechen aufgeführt; besonders bei festlichen Anlässen, so z. B. beim Aufenthalt des regierenden Fürsterzbischofes oder fremder Fürstlichkeiten. Nach Halleiner Chroniken fand das letzte Wasserstechen im August 1820 zu Ehren der Anwesenheit des damaligen Kronprinzen Ferdinand statt. Das Hansel- und Gretel abfahren wurde im Mai 1884 zum letztenmal aufgeführt.

Die Prangerschützen.

Zur Feier eines jeden größeren ländlichen Festes gehört auch, daß geschossen wird und meist gilt hier der Grundsatz je mehr, desto besser; man schießt mit Böllern, kleinen Kanonen, Prangerstutzen und Gewehren. Fast in allen Dörfern besteht die Gilde der Prangerschützen, die mit der eigentümlichen Waffe, dem Prangerstutzen, ausgerüstet sind. Der letztere ist

ein Gewehr von 50 bis 60 cm Länge und mit einem Gewicht von 10, 15 bis 20 Kilo; in Plainfeld sollen sie selbst einen Stutzen von 28 Kilo Schwere haben. Das Rohr ist aus Glockenmetall oder Gußeisen und dessen Kaliber beträgt je nach der Stutzengröße 30 bis 40 mm; zum größten Teil haben die Stutzen Perkussionszündung, nur vereinzelt trifft man noch Steinschloßfeuer; in dem Falle ist derselbe meist ein altes Erbstück, das sich seit vielen Jahren im Besitze der Familie befindet. Sehr oft ist der Schaft und das Rohr auch hübsch ornamentiert. Zum Laden des Stutzens benötigt man durchschnittlich $^1/_8$ Kilo Pulver, darauf wird ein Papierpfropf und Erde, in neuerer Zeit aber gewöhnlich eigens geschnittene Holzstoppeln, gesetzt. Der Knall dieser Waffe ist ungemein stark und unterscheidet sich wenig von einem Schusse aus einem kleineren Böller.

Eine eigene Uniform tragen diese Schützen, deren Zahl in den einzelnen Orten zwischen 10 und 20 schwankt, in der Regel nicht, höchstens haben sie auf den Hüten weiße Federbüsche und rotweiße Hutschnüre, auch den Rock zieren sie nicht ungern mit Schützenschnüren.

Bei den verschiedensten Ereignissen, weltlichen und kirchlichen, finden die Schützen Gelegenheit auszurücken; von den ersteren wären zu nennen: große Hochzeiten, die Ankunft des neuen Herrn Pfarrers, die Einweihung und Eröffnung öffentlicher Gebäude, wie Kapellen, Kirchen, Schulen 2c., das Geburtsfest des Kaisers, der Besuch hoher Persönlichkeiten, z. B. des Erzbischofes, Familienfeste, besonders wenn es sich dabei um die Ehrung einzelner um den Ort verdienter Persönlichkeiten handelt. Auch in das Geknatter des Rauhnachtsschießens mischt sich mitunter der dumpfere Knall aus dem Prangerstutzen. Vor allem aber sind es die kirchlichen Feste, die Anlaß zum Ausrücken dieser Truppe geben; da sind z. B. die Auferstehungsfeier am Charsamstag, der Schluß der Maiandacht oder einer Mission, das Fronleichnamsfest, das Danksagungs- und Kirchweihfest, endlich die Primizen, welche durch Abgabe dröhnender Salven gefeiert werden.

Bei dem Fronleichnamsfeste treten zwar sehr oft an ihre Stelle die militärisch organisierten, uniformierten und mit gewöhnlichen Gewehren ausgerüsteten Bürger- und Schützengarden. Von den letzteren sind besonders bemerkenswert die Oberndorfer Schiffergarde, die an anderer Stelle beschrieben wurde, und die St. Johannser Bauernschützen. Diese tragen als Kopfbedeckung schwarze, rauhhaarige Filzhüte in konischer Form, die größere Scheibe als Abschluß, lange, braune Lodenhaftelröcke, die Offiziere haben deren grüne, kurze Hosen, weiße Strümpfe und niedere Schuhe. Der Hauptmann ist durch einen grünen Federbusch, wie ihn die öster-

reichischen Generäle tragen, ausgezeichnet. Von den Röcken erzählt man, es sei derselbe Schnitt treulich erhalten, in welchem einst anno 1809 die Väter zum Kampf gegen die Franzosen und Bayern auszogen.

Bei den kirchlichen Umgängen marschieren die Prangerschützen vor dem Himmel, unter welchem der Priester mit dem Hochwürdigsten geht. Sobald die Prozession bei einem der im Freien errichteten Altäre stille hält, damit das Evangelium gelesen werde, treten die Schützen aus dem Zuge, stellen sich 20 bis 30 Schritte seitwärts von demselben auf und der Führer befiehlt „laden".

Kaum sind dann die Worte des Priesters: „A fulgure, et tempestate" und des Chores: „Libera nos, Domine" verklungen und der sakramentale Segen gegeben, erschallt der Befehl „Feuer" und ein dröhnender Schuß weckt das Echo in den Wänden, dem folgt unmittelbar der zweite, dritte und so weiter, denn jeder Schütze in der Schützenlinie gibt einzeln seinen Schuß ab. Beim Abfeuern stehen die Schützen in Grätschstellung, den Lauf des Stutzen legen sie auf den linken Arm, während die rechte Hand den Schaft erfaßt. Im Augenblick des Losdrückens macht der Schütze zugleich die Wendung nach rechts, um den Rückstoß des Stutzens abzuschwächen, denn sonst würde er sicher zu Boden geschleudert werden.

Nach Abgabe der Salve reihen sich die Schützen wieder in den Zug ein.

Bei anderen Gelegenheiten werden auch Dauersalven abgegeben, dabei muß der erste Schütze sofort wieder laden, um nach dem Schuß des letzten unmittelbar aufs neue abfeuern zu können, auch zu zweien und dreien wird oft geschossen; will man einen besonderen Knalleffekt hervorbringen, so feuern sämliche Schützen in der Kette gleichzeitig.

Der St. Johannes-Umzug.

Über diesen Salzburger Brauch des 18. Jahrhunderts bestehen leider keinerlei Nachrichten, weder findet sich in der Literatur jener Zeit eine Zeile darüber, noch weniger vermag irgend ein in der Gegenwart Lebender Auskunft davon zu geben; nur ein Bild der volkskundlichen Abteilung im hiesigen Museum zeigt uns denselben. In einem vierräderigen Wagen, eine Art Leiterwagen, dessen rückwärtigen Teil eine Anzahl gezierter Reifen überdacht, die durch Querspangen untereinander verbunden sind, sitzt ein kleiner Knabe; unter dem rechten Arm hält er ein Lamm und

in der linken Hand trägt er ein Kreuz, welches von dem Balken herab von einem Bande umschlungen ist. Zu ihm beugt sich ein bärtiger Mann herab, in merkwürdiger Gewandung; sein ganzer Rock besteht nur in lagenweise übereinander gesetzten Zatteln, wie es der Tracht des 15. Jahrhunderts entspricht, auf dem Kopf hat er eine Art Fürstenkappe. Der Wagen wird gezogen von einem Mädchen in der bürgerlichen Tracht des 18. Jahrhunderts.

Almreimen.

Wer jemals in den Dämmerstunden auf einer freiliegenden Alm verweilt, wird sich gewiß an die wohltuende, fast feierliche Stille erinnern, die sich über die Gehänge breitet. Es ist geradeso wie Schossar im „Gamsjagern“ singt:

„Alles is still wie die ewig Rua,
Netta nur d'Schwoagerin und d'Glockenkua,
Hört ma a weng von der Schwoag dort unt,
So hama g'standen drei Stund.“

Um diese Zeit vernimmt man dann oft von einer Alm zur andern einen eigentümlich langgezogenen Gesang, mit dem sich die Sennerinnen verständigen und besprechen. Diese Sitte findet sich auf den Loferer- und Reiteralmen unter dem Namen „Pohötzen oder Polzen“, während sie in der Abtenau und Scheffau „Juranden“ hieß. Es ist ein Spiel in Tönen; in kräftigen Brusttönen werden die einzeln Silben hinausgesungen und von dem Lauscher zwar schwach aber deutlich vernommen. Die Hütten, die oft durch einen tiefen Graben von einander getrennt sind, liegen in der Luftlinie vielleicht nicht 2 Kilometer weit von einander, so daß der Almruf noch verstanden wird.

In der Einleitung wird in der Regel eine ortsübliche Strophe gesungen, die Fortsetzung des Gesanges folgt aber dann in improvisierter Form. Der Güte des Herrn Oberlehrer Huber von Unken verdanke ich mehrere Gstanzeln, wie sie die Sendinnen der Loferer- und Reiteralpe erschallen lassen:

Koan Berg is so hoch
Und koan Nebl so dick,
Da i meinö Grüaß
Ihr nit übachö schick.

I kann nit schen singa
As kunnt a nit sein,
Und i han viel z'grob z'essen,
Mia fallt ja nix ein.

Hiaz schick i en plodarösch'n
Leut'n an Gruaß
Und sö soltn na plodan,
Wenns plodascht sein muaß.

S'Diandl auf'n Gang
Klaubt en Plodasam z'sam,
Haot a Kröpfl en Hals,
Und drum plodascht sös alls.

En Summar, en grean Wald,
Suach i allwöng mein Freud,
Wann d'Vögei schen singant
Und da Guggu schen schreit.

Auch von Fremden verabschieden sie sich gern in der Form; einen solchen Abschiedsruf bringt Hübner im 2. Bande:

„Miar ale Raita-Alma-Senna,
Dean von enk jetzat Ulab nema,
Und wünschen alle insgemoan,
Daß ma bald mea zoma kema doan.
Iu — hu — hu — hu — hu — he.“

Vom benachbarten Baiern erzählt Hartmann im 34. Band des oberbaierischen Archives, daß diese Sitte bis in neuerer Zeit längs der ganzen Gebirgskette von Tölz bis Berchtesgaden gebräuchlich war, dort nannte man es „Gallen“ z. B.:

Fidruijuhe! Gehst auffi auf d'Alma —
Fidruijuhe! und kast nöt amal galna.

Antwort:

He ei juhe! Gen i umi über g'Giassen
He ei juhe! Tua dir dein Schatz schö grüaßn.

Ebenso konnte das Almreimen früher auf unserm Untersberg gehört werden, so zwischen der Schwaigmühl- und Klingeralpe.

Hieher kann man wohl auch die Lockrufe der Sennerinnen rechnen, wenn sie abends von der Hütte aus dem Vieh rufen, wie z. B.:

„Seh Krissl seh! Kimm Veilchlo, he do! he do! Bräulo, Schecklo — he do, hedo! Wo bist denn mei Gamslo? Hedo, hedo! Kriagst an Klee, kriagst a Strah, a Heu. Seh Krissl, seh, kum, Krissl, hedo!“

Die Almfahrt.

Die Viehzucht ist der vornehmste Gegenstand des Salzburger Bauern, sein Stolz und die Quelle seiner Wohlhabenheit. Die Beschaffenheit des Landes begünstigt sie, denn ein großer Teil desselben besteht aus Vor- und Hochalpen, niederen und hochliegenden Weideplätzen, auf welchen die nahrhaftesten Kräuter wachsen; daher sieht nun auch Senn und Herde mit unbeschreiblicher Begierde der Alpfahrt entgegen. Darum singt auch „'s kreuzlustig Mandl“ in einem Pinzgauer Volkslied:

„Da Tag ist schon b'stimmt von gen Alm[1]) aufö fahrn,
Und da g'freid sö mei Herzal im Leib.
Richt's Brandweiglasl ein und da Stier muaß ma's trag'n
Und aft g'werscht eam der Weg wenga z'weit.
Dö Küh wern all munda, bald i Glock'n anhäng
Und sö reißend en Köttnan, daß außö geh'n mög'n,
Da Stier hebt an brüll'n und dö Glocken an knall'n,
Und so fahr ma aufö auf d'Alm.“

Wenn die Sendin das erstemal die Alpenglocke hervorlangt, schellt sie damit freudig um die Ohren ihrer Begleiter und redet sie an: „E hau du Scheckei, du Braune, du Reigeil, Roseil, Gamseil, Blümeil und du Jodel freut euch, morg'n gehn ma in unser Paradeis, das ma im vorig'n Jahr, Gott g'segns verlassen hab'n.“ Die Tage des Zuges sind wahre Festtage für die Einwohner des Gebirges. Die stattlichen Kühe werden mit Blumenkränzen, Pfauenfedern und taffetnen Schleifen geschmückt. Diese Almzier ist übrigens in den einzelnen Teilen des Landes verschieden. Besonders schönes Glockzeug haben die Bauern in Goldegg, St. Veit, im Ennstal und im Lungau. Das Glockzeug besteht aus dem Glockriemen, dem Stirnbertl und den Hörnerscheiden. Der erstere ist ungefähr 1 Meter lang und 2 Dezimeter breit, der Grund ist gefüttert mit färbigem Taffet oder mit unechtem Goldstoff, darauf sind Figuren, die aus Buchenschwamm ausgeschnitten sind, aufgenäht. Die häufigst vorkommenden

---

[1]) Zur Alpe.

Figuren sind Hirsche, Herzen, der Name Jesus und Maria, der Doppeladler, die Jahrzahl u. s. w. Das Stirnbertl hat gewöhnlich in der Mitte einen eingeklebten Spiegel oder ein Heiligenbild. Selbst ein Trauerglockzeug kommt zur Verwendung. Hübner berichtet darüber: „In Filzmoos pflegt man hin und wieder das Alpenvieh trauern zu lassen, wenn unter der Alpenzeit der Bauer oder die Bäuerin starb. Die Glockenkühe haben dann Sterne von schwarzen und weißen Papier auf der Stirne und die Hörner werden mit gleichem Papier umwunden. Man sieht auch weiße mit Totenköpfen oder schwarzen Sternen besetzte Larven."

Die Hälse der Kühe sind mit großen Glocken behängt, die an verschiedenartig gestickten Riemen befestigt sind. Mit der Zahl des Viehes wächst auch die Zahl der Glocken und der Stolz des Bauern, dessen die Herde ist. Im Pinzgau wird auf jede zehnte Kuh eine Glocke gerechnet, im ehemaligen salzburgischen Anteil am Zillertal zählte man manchmal bei etwa 40 Stück mehr als 10 Glocken.

Ein Knecht eröffnet den Zug, ihm folgt die schönste Kuh der Herde, die als besonderen Schmuck in manchen Orten eine Krone aus Silber- oder Golddraht geflochten trägt. Hinter ihr trabt eine lange Reihe schöngebauten und langsam wandelnden Viehes einzeln und einzeln. Hierauf folgt im lebhaften Gewühl eine Anzahl von Schafen, Ziegen und Schweinen, die von muntern Buben in Ordnung gehalten werden.

Ein Karren mit Küchengeräten, mit Mehl, Brot, Salz u. dgl. beladen, von einem Paar Ochsen gezogen, schließt den Zug.

Sobald der Zug einem Dorfe nahe kommt und der dumpfe Schall der Glocken den Einwohnern seine Ankunft verkündigt, eilt jung und alt zusammen, um ihn zu sehen. Zuerst macht das Vieh auf den niederer gelegenen Weideplätzen, die man deswegen Früh- oder Voralpen, auch Vorlager nennt, halt. So wie der Winter sich nach den höchsten Gipfeln der Berge und in den Schoß der Gletscher zurückzieht, treibt man den Hochalpen zu. Fällt plötzlich Kälte ein oder naht rauhe Witterung heran, so wandert das Vieh von Neuem den Voralpen zu, um endlich um Michaeli die Heimfahrt anzutreten. Der Abtrieb ist nicht minder festlich; wieder wird das Vieh mit dem Glockzeug geschmückt oder wie es an andern Orten gebräuchlich, der Kopf der Glockkuh ganz mit Kränzen umwunden, in welchen man obenauf noch einen Strauß von Alpenblumen steckt. Die übrigen Kühe werden nur mit einem Kranze aus den Zweigen des Bärenkrautes (Senecio abrotanifolius L.) oder den Früchten der Hagebutrosen geziert. Im Abtenauischen verfertigen sie Kränze, die abwechselnd aus schmalgeschnittenen Rechtecken aus dünnem Karton und

den Beeren der Heckenrose oder Eberesche bestehen; der Abschluß derselben ist entweder ein Fächer aus Buntpapier mit Rauschgold beklebt oder eine Quaste aus schmalen Papierstreifchen. Auch der Stier, der Jodel, bekommt einen mit Fluggold gezierten, grünen Kranz um die Stirne und manchmal auch ein kleines mit bunten Bändern geschmücktes Fichtenbäumchen zwischen die Hörner. Im Pinzgau hängt ihm die Sennerin hie und da statt der Glocke einen hölzernen Milchsöchter um, in dessen Mitte ein hölzerner „Glachel“[1]) beweglich angebracht ist.

Die Sendin folgt in festlicher Kleidung; sie hat vor ihrer Abreise von der Alpe noch den sogenannten Aufkässchotten, Schnurraus oder Arrausch verfertigt und teilt denselben während des Zuges an ihre Bekannten aus.

Der Arrausch ist ein kugeliges, etwa erbsengroßes Gebäck, das aus Brandteig hergestellt wird. Derselbe hält sich lange und wird oft noch zu Weihnachten den Gästen mit fetter „Tunk“ (Schlagobers) aufgetischt.

Nicht so fröhlich ist der Heimzug, wenn während des Sommers ein Stück über die Felswand abgestürzt oder durch einen Steinfall erschlagen wurde. Da ist weder die Herde noch die Sendin geschmückt, traurig geht es der Heimat zu.

Radelrecht.

Wenn man mit der Pinzgauer Bahn Zell am See verläßt, so sieht man bald rechts auf einer Anhöhe ein kleines Kirchlein inmitten einer Gruppe von Bauernhäusern gelegen, es ist dies die alte Ortschaft Aufhausen. Die meisten Güter dieser Gemeinde waren vor Zeiten dem Stifte St. Peter zinsbar und die Besitzer derselben mußten alljährlich gegen Ende des Monates Oktober ihre Dienstschuldigkeiten dem Kloster entrichten; dafür hatten sie während der Eindienzeit im Stiftshofe das Radlrecht,[2]) wie letzteres genannt wurde. Da dasselbe mehr einen scherzhaften Charakter an sich hatte, so kann es ganz gut zu den Spielen gezählt werden.

Die Bauern lauerten vor jedem Tore des Stiftshofes auf irgend einen Harmlosen, der um diese Zeit den Hof betrat. Kaum hatte er einige Schritte in demselben gemacht, wurde es hinter ihm lebendig. Zwei kräftige Pinzgauer Bauern stürzten auf den Überraschten, denen andere mit einer

---

[1]) Klöppel.
[2]) Nach J. B. Egger, Zell am See.

Trage folgten. Alles Sträuben und Wehren half nichts, im Nu saß er auf der Trage und unter dem lauten Rufe: „Radla! Radla!" liefen sie mit dem Ertappten um den Brunnen und dann zum Eingang in den Stiftskeller. Diesem blieb dann nichts übrig als mit sauersüßer Miene sein Beutelchen zu ziehen und sich durch ein kleines Trinkgeld aus der unangenehmen Lage zu befreien. In älterer Zeit, so erzählt man sich, wurde diese Sitte noch viel derber ausgeführt, indem man die Leute an einem um die Mitte gebundenen Strick in den Brunnen des Stiftshofes hinabließ und nach entsprechender Abfindung wieder herauszog.

Firstbaumstehlen.

Im einstigen Salzburger Gebiete Baierns, in der Gegend von Petting und Waging, wohl auch in teilweise veränderter Form diesseits der Salzach um Eching und St. Georgen, also auf salzburgischem Boden, ereignen sich beim Baue des Hauses mancherlei Späße und Eigentümkeiten. Wenn die Dachhölzer fertig zum Aufstellen am Bauplatze bereit liegen und der Tag zum „Heben" bestimmt ist, kommen oftmals die letzte Nacht noch übermütige Burschen und suchen den „Firstbaum" heraus, um ihn in einer Hütte oder Scheune zu verstecken oder auch weit hinaus ins freie Feld zu tragen. Am nächsten Tag bleibt dann dem Polier oder Bauherrn nichts übrig, als zu seinem Ärger noch eine kleine Entschädigung, bestehend in einigen Litern Bier, zu leisten, damit er durch Verrat des Versteckes die Rückgabe dieses notwendigen Holzstückes erlange. Dieser Vorgang heißt „Firstbaumstehlen".

Nachdem sich nun auf Ansuchen des Bauherrn, die von dessen Nachbarn unentgeltlich zur Verfügung gestellten Knechte, sämtliche mit Spießen und Eisengabeln ausgerüstet, zum „Heben" eingefunden haben, beginnt mit einem vom Polier eröffneten, kurzen, gemeinsamen Gebete und verschiedenen Glückssprüchen die Arbeit; dabei werden die einzelnen Holzteile ihren bestimmten Plätzen auf dem Dache zugeführt. Bevor das letzte Holzstück, das ist der Firstbaum, seine angewiesene Stelle erreicht, also ungefähr beim zweiten Drittel der Dachfläche versagen den Mitwirkenden auf einmal alle Kräfte, so daß der Baum eher rückwärts als vorwärts geht. Nun muß nach vorheriger Prüfung sofort „geschmiert" und „genetzt" werden, damit es nicht „heiß geht" und das geschieht dadurch, daß der

Bauherr einen ordentlichen Krug Bier spendiert; dann gehts wieder lustig dem Ziele zu.

Ist endlich der gesamte Dachstuhl zusammengefügt, so wird der vom Bauherrn gespendete „Bosch'n", ein kleines Fichtenstämmchen, auf den äußersten Giebel aufgesteckt. Der „Bosch'n" ist geschmückt mit Tüchern, Zigarren, Bändern, manchmal auch mit Geldstücken, welche Zier zur Verteilung an die beim Bau beschäftigten Zimmerleute bestimmt ist. Steckt nun der Boschen, so schließt der Polier mit einem Dankgebete die Arbeit und alles geht beruhigt und sorglos zu der heute besonders reichhaltig zubereiteten Jause.

Wie die Zimmerleute die Arbeit wieder aufnehmen wollen, bemerken sie, daß der schön dekorierte Bosch'n verschwunden ist und ein einfacher, leerer Baum oder Ast dessen Stelle vertritt. Einer oder mehrere Nachbarsknechte haben die Gelegenheit benützt, den „Bosch'n g'stohl'n", denselben in ein anderes Haus getragen und dort gut in einer Kammer versperrt.

Ein paar Zimmerleute, meistens jene, welche bei der Arbeit am wenigsten versäumen, gehen dann mit einer Laterne, mit brennendem Lichte, einer Hacke u. dgl. aus, denselben zu suchen und womöglich auch zurückzubringen. Endlich haben sie ihn gefunden und suchen in die Kammer einzudringen, doch die wird gut bewacht, denn die Töchter und Dirndl des Hauses sind bereits in einem Versteck postiert und mit schwarzen Fingern, Wasserkübeln, Rußpfannen u. dgl. bewaffnet.

Sobald sich nun die beiden Suchenden daran machen, in die verschlossene Kammer einzudringen, werden sie von dem „Posten" überfallen und ausgiebig begossen und bemalt. So müssen sie unverrichteter Dinge, ohne Boschen, den Rückzug antreten, um von ihren Kollegen aufs ärgste verspottet zu werden.

Nach Feierabend rüstet sich die ganze Handwerkerschar, um den verlorenen Schatz, wenn notwendig mit Gewalt, wieder zu erobern. Es geht auch diesmal nicht ohne Schwierigkeiten, doch wird der Baum endlich gegen das Versprechen einer Entschädigung von den unrechtmäßigen Besitzern frei gegeben. Der Ergreifer des Baumes muß sich aber auch jetzt noch auf einige Güsse und schwarze Striche gefaßt machen. Nun geht es im feierlichen Triumphzuge wieder der Baustelle zu. Unter Jauchzen und Musik steckt man den „Firstwein" noch für kurze Zeit auf seinen Platz und Räuber, Bestohlene, wie die kampflustigen Dirnen sind wieder aufs beste ausgesöhnt. Voll Freude über die gelungene Eroberung richten sich die Zimmerleute einen harten, ästigen Holzladen her und „dreschen" auf demselben im gleichmäßigen Takt zu 6 oder 8, daß es weithin in

der Gegend fröhlich wiederhallt, die freudige Nachricht verkündend, daß der Bau glücklich in die Lüfte ragt. Bauherr, Baumeister und Gönner ziehen nun ihre Börsen und lassen einen Krug um den andern füllen, so daß jedermann auf seinen Teil kommt. Bei Tanz und Unterhaltung ergötzt sich jetzt jung und alt die halbe Nacht hindurch.

Am nächsten Tag flattert der Bosch'n wieder auf dem First, aber nur mehr mit buntem Papierschmuck behangen, da die anderen Früchte bereits am vorhergehenden Abend an die Arbeiter verteilt wurden. Das „Dreschen" aber wiederholen die Zimmerleute noch einige Tage und die ganze Umgebung freut sich, wenn nach des Tages Arbeit die taktmäßigen Töne die Lüfte durchziehen.

Die Habergais.

Eine bei unserem Landvolke des Flachgaues beliebte Darstellung ist die „Habergais", an manchen Orten auch der Schimmelreiter genannt. Sie erscheint zu verschiedenen Zeiten bei der Drischleg, beim Brecheltanz, zu Weihnachten und selbst bei den früher von den Maxglanern in die Stadt veranstalteten Faschingszügen wurde sie mitgeführt, letzteres freilich zu einer Zeit, als Maxglan wirklich noch ein Bauerndorf war und keine Spur des modernen Charakters an sich hatte.

Die einfachste Darstellung dieses halbmythischen Getieres ist folgende. Der Vordermann, der mit ein wenig gebeugtem Oberleib einhergeht und zuweilen ein Büschel Stroh vor dem Mund hält, verhüllt sich mit einem großen und langen Leintuch Kopf und Körper. Ihm folgen zwei, manchmal auch drei Bursche, welche gleichfalls das Leintuch über sich ziehen und sich eng aneinanderschließen, indem sie mit ganz vorgebeugtem Oberkörper, die Hände auf den Rücken des Vordermannes legen. Damit sieht das Ganze einem langen, weißen Tiere nicht unähnlich, das einen Schimmel oder die Habergais vorstellen soll. Manchesmal setzt sich noch ein Bursche, ebenfalls in einen weißen Lacken gehüllt, den Kopf mit einem mächtigen, breitkrämpigen Hut bedeckt, als Reiter darauf.

So lenken die Burschen ihre Schritte zur Spinnstube, ein Helfer reißt jäh die Tür auf und unter betäubendem Gepolter und Getrappel dringt die Habergais in die Stube, während die dort anwesenden Mägde in lautes, ängstliches Geschrei und Gezeter ausbrechen.

In derber Form tritt die Habergais beim Haarbrechen und beim

Getreideabdrusch auf. Der Vorgang wie er in der Gegend um Mattsee, Seeham, Berndorf gebräuchlich ist, ist etwa nachstehender.

Die Gais[1]) wird möglichst naturgetreu in der Weise hergestellt, daß ein Mann den aus Holz geschnitzten Kopf derselben, an welchem eine Plache befestigt ist, auf seinen Kopf nimmt und weitere drei Männer unter dem Tuch den Rücken bilden. Der Kopf der Habergais kann öfter auch durch eine eigene Schervorrichtung lang vorgestreckt und wieder eingezogen werden, was natürlich noch mehr Furcht und Grauen erregt; so soll bei den früher erwähnten Faschingzügen die Habergais mit ihrem Kopf beim ersten Stock in die Häuser hineingeschaut und die Leute von den Fenstern verscheucht haben.

Will man die Gais vorführen, so wird von den Teilnehmern zu dem Bauer, wo eben Haar gebrochen wird, am Morgen des gleichen Tages ein etwas maskierter Bote geschickt. In wohlgesetzten Worten fragt sich der nun an, ob am Abend die Gais kommen darf. Im bejahenden Fall wird er bewirtet, sonst aber verjagt.

Sobald die Nacht hereingebrochen, zieht die Gais mit ihren Begleitern beim ersten Bauern ein, selbstverständlich unter entsetzlichem Lärm. Ihr Gefolge besteht aus einem Treiber, der Hauptperson, dem Gaisbuben, dem Viehdoktor und mehreren vermummten Gestalten. Kaum hat die Gais die Stube betreten, wird sie krank, worauf der sich tölpelhaft stellende Doktor einen Aderlaß vornimmt.

Das Blut, beziehungsweise eine rote Farbe, welches in einer im Innern der Gais angebrachten Blase enthalten ist, wird aufgefangen und unter Schreien und Lachen auf die Anwesenden verspritzt. Dabei ist es hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht, das sich möglichst zu schützen sucht, abgesehen. Dann folgt der Geburtsakt der Gais, wobei wieder der Doktor einzugreifen hat.

Darnach wird sie unter großem Sträuben vom Gaisbuben gemolken und es wiederholt sich das gleiche Treiben wie vorher beim Aderlaß.

Hierauf folgt die Fütterung der Gais. Diese wird von der Bäuerin vorgenommen, indem sie in das bewegliche Maul der Gais Krapfen, Nudeln und ähnliche Backwerke hineinstopft. Die Gais wird nun weiter geführt und beim nächsten Bauern das gleiche Schauspiel aufgeführt.

Auch im ehemaligen Salzburger Anteil Baierns, in der Gegend von Waging, ist die Habergais ein ständiger Gast bei der Drischleg. Eine

---

[1]) Nach den Mitteilungen des Herrn Silberarbeiters C. Rottmayr in Mattsee.

dem Verfasser zugekommene, sehr lebendige Schilderung[1]), erzählt den Vorgang in folgender Weise:

Kaum ist der Tisch geräumt und das gemeinsame tägliche Gebet verrichtet, regt sich schon die Neugierde in aller Herzen und vor allem das jüngere Personal kann sich nicht mehr enthalten, aus allen Fenstern zu gucken, ob die eigens eingeladenen Nachbarsleute, Freunde und Freundinnen sich noch nicht nähern. Endlich vernimmt man Peitschenknall und Glockentöne, eine Gruppe kommt um die Ecke. Alles flüchtet sich in die Stube, das jüngere Volk — denn heute haben auch die Kinder Erlaubnis ein Stündchen länger aufzubleiben — mit heimlicher Furcht in die hinterste Ecke. Schon poltert es an der Haustüre, der Bauer geht tapferen Schrittes zum Aufmachen, indes hat der Oberknecht den bissigen „Tyrraß" in den Hof gesperrt und die Gaudi beginnt. Es ist ein Getrampel und ein Gerassel im Hausgang, wie wenn ein Regiment Franzosen käme; vereinzelte „mäck — mäck" verraten, daß es die bekannte „Habergais" ist, welche die Nachbarsknechte zum Besten geben. Vorsichtig und mit großer Anstrengung führt der Schweizer „das Ding" in die Stube; wir erblicken eine riesige, möglichst ungeformte Maske, eine Ziege vorstellend, mit einer Plache überdeckt (große Leinwanddecke oder Rupfen), den vermutlichen Kopf mit einem langen Flachs- oder Roßhaarbart und zwei Federwischen als Hörner geziert; die Augen fehlen meist ganz. Der Besitzer dieses „Unikums" kommt auch mit, meist mit ein paar ebenfalls sehr komisch maskierten Begleitern, die als Treiber tätig sind und will die Gais an den Bauern (Hausherrn) verkaufen. Dieser findet verschiedene Mängel daran, sie sei blind, gebe keine Milch, sie schlägt, beißt, ist zu teuer u. s. w. Der Besitzer bezeichnet das Tier als fromm, streichelt es, überzeugt die Anwesenden, daß sie wirklich Milch gibt, indem ihnen von Zeit zu Zeit aus dem „mechanischen Euter" ein ziemlich wuchtiger Strahl entgegen kommt. Doch aus dem Kaufe wird nichts. Jetzt kommt der Metzger zur Tür herein und nach langem Hin- und Herhandeln kauft er das Vieh. Der Metzgerbursche mit einer Hacke ausgerüstet, muß es gleich schlachten. Ein Schlag mit der Hacke auf den Kopf und das Tier fällt tot zu Boden. Nun machen sich die Metzger daran, ihm die Haut abzuziehen. Ein Kunstgriff seitens des Metzgers in die Gegend des Euters und er faßt einen Wasserbehälter, aus dem die Milch mit einer Spritze unter die Zuschauer früher verteilt wurde, derselbe gießt den Inhalt der Pitsche nun in und über das Tier. Im

[1]) Von Herrn Josef Perreiter Privat in Salzburg.

Nu fährt dieses von selbst aus der Haut und zwar in Gestalt von 2 oder 3 mit Wasser übergossener Burschen, welchen dieser Oberguß wohl auch selbst etwas überraschend gekommen sein mag. Allgemeines Gelächter bildet den Schluß der Aufführung, nachdem eine weitere Untersuchung der Haut ergeben hat, daß der Kopf des Tieres aus einem alten „Hafen“ bestand, der in tausend Scherben auf dem Boden liegt.

Ein anderer auch öfters angewandter Schlußeffekt besteht darin, daß der Metzger, nachdem das Tier geschlachtet am Boden liegt, die Eingeweide herausnimmt, wobei er nach vorsichtiger Öffnung der Haut, forschend und suchend mit den Händen im Innern des Tieres herumgreift, um die ganze „G'schicht“ zusammenzufassen und auf einmal herausnehmen zu können. In Wirklichkeit ist ihm aber darum zu tun, seine vorher mit Ruß oder Ofenschwärze bestrichenen Hände an den Gesichtern der unter der Decke befindlichen Burschen zu putzen, so daß diese dann zum Gelächter aller Umstehenden mit geschwärzten Gesichtern aus ihren Versteck hervorkommen und dieses oft erst bemerken, wenn einer den andern ansieht.“

In unserem Volksglauben ist die Habergais überdies auch ein gespenstischer, dreibeiniger Vogel, dessen Geschrei Unheil verkündet, daher der Spruch „Wann dö Habergoas schreit, is da Tod niema weit.“ Gewöhnlich meint man den Waldkauz damit.

Spiele beim Abdreschtanz.

Zu den beliebtesten Unterhaltungen des Landvolkes gehören unstreitig die Abdreschtänze, in manchen Orten auch „Drischleg“ genannt. Diese Feier hängt in der Regel mit dem Tag zusammen, an dem der Bauer mit dem Dreschen fertig wird oder, wenn dieser aus irgend einem Grunde nicht dazu geeignet erscheint, an einem der nächsten Tage darauf. Die meisten Spiele sind entsprechend der Urwüchsigkeit des Volkscharakters ziemlich derb und schließen die Absicht ein, den Uneingeweihten oder auch den Dümmeren aufsitzen zu lassen, ihn „anzuschmieren“, wie das Volk in solchem Falle zu sagen pflegt. Nicht überall erscheint das Spiel in den gleich derben Formen, dort aber, wo dies der Fall ist, wird bezeichnender Weise die Stube bis auf die Bänke vollständig ausgeräumt, denn das Aussehen derselben ist am nächsten Tage unbeschreiblich. Der Verfasser hat sich erlaubt, auch Spiele aufzunehmen, die im ehemaligen Salz-

burger Anteil Baierns in der Gegend von Surheim, Laufen, Waging, Tittmoning Sitte sind, und glaubt dies damit zu begründen, daß dieses Gebiet durch Jahrhunderte hindurch, fast von den Zeiten des heiligen Ruperts bis zum Jahre 1816, salzburgischer Boden war und sich hier die Eigenart des Salzburger Flachländers am besten erhalten hat. Für diese Spiele wurde beim Schluß der Beschreibung die Abkürzung „Salzburger Anteil" gewählt; zudem wird bemerkt, daß sämtliche angeführte Spiele nach Mitteilung von Persönlichkeiten[1]), die sie zum Teile selbst mitgemacht oder wenigstens gesehen haben, geschildert wurden.

Der Verlauf eines Abdreschtanzes bei einem wohlhabenden Bauern im Norden des Flachgaues ist ungefähr folgender:

In früherer Zeit, wo man alles Getreide noch mit der Handdrischel ausgedroschen hatte und das Getreide, das während des Tages vom Stroh getrennt wurde, erst nach dem Abendessen oftmals bis 9 und 10 Uhr nachts von den gleichen Arbeitern zum Verkaufe fertig geputzt werden mußte, war die Mühe und Plage gewiß keine geringe. Der Bauer bezeigte daher den Dreschern seine Anerkennung dadurch, daß er beim Ausdreschen jeder Getreideart seine Bäuerin beauftragte, Krapfen zu backen und wenn es gut ausgefallen war, — hauptsächlich beim Weizen — etwa gar noch Hasenöhrl und Strauben dazu; auch eine größere Portion Fleisch als gewöhnlich war zu Mittag für jeden Arbeiter vorgesehen. So soll sich beim allgemeinen Dresch-Schluß, d. i. bei der wirklichen Drischleg, nebst dem Hauspersonal auch die ganze Nachbarschaft über die glückliche Fechsung und das zufriedenstellende Ergebnis der mühevollen Arbeit freuen.

Schon die Morgensuppe verrät durch ihre außergewöhnliche Reichhaltigkeit den Freudentag. Zur Jause gibt es Bier, ebenso mittags feine Knödl, Fleisch über Bedarf, mit zweierlei Gemüse, Krapfen und Bier, nachmittags zur Jause auch wieder Bier und ein Stückchen Geselchtes dazu, endlich abends zieren dann Leber- und Blutwürste und Braten den Tisch, welchen meist das am Vortage aus Anlaß dieses Festes gestochene Schwein liefert.

Ist die Mahlzeit vorüber, so erscheint jener merkwürdige Gast, den wir am anderen Orte beschrieben haben, nämlich die „Habergais".

Inzwischen hat sich auch der eigens bestellte Musikant mit der Klarinette oder mit der Ziehharmonika eingefunden und noch während

[1]) Nach Mitteilungen der Herren Konrad Pichler, Lehrer in Mülln, Salzburg; L. Brandauer, Gastwirt, Morzg; J. Perreiter, Privat, Salzburg; J. Ecker, Schulleiter, Irrsdorf; K. Rottmayr, Silberarbeiter, Mattsee u. a.

des Schlusses mit der Habergais kommen schon verschieden maskierte Paare und tanzen munter im Kreise herum. Da erscheint eine alte Kartenaufschlägerin in fast furchterregendem Kostüm und will ihr Geschäft ausüben, nebstbei hat sie auch alle möglichen Kräuter und „Geister" zu verkaufen, die meist nur aus Sägemehl, Heu, Stroh, Wasser u. dgl. bestehen. Auch der Drehorgel- und Guckkasten-Mann findet sich ein und unterhält die Anwesenden mit seinen Witzen. Ein paar handfeste „Gensdarmen" kontrollieren, verhaften und führen die ganze Gesellschaft ab, da sie keine ortspolizeiliche Erlaubnis zur Vorführung ihrer Künste besitzt. Bei dieser Verhaftung und den unternommenen Durchbruchsversuchen fehlt es nicht an reichlichen Lachstoff. Nachdem noch weiter verschiedene Masken und ähnliche Gaukler, wie Bärentreiber, Schleiferleut, Riesendame u. s. w. sich abgelöst haben, verlieren sich allmählig die letzteren, nicht ohne sich vorher an einem vom Bauern gereichten, kräftigen Schluck Bier gestärkt zu haben, in einem abgelegenen Winkel des Hauses, um sich dort umzuziehen und hierauf in ihrer gewöhnlichen Gestalt wieder zu erscheinen. Etwas gedrückt kommen diejenigen hervor, welche sich bewußt sind, daß sie als Masken erkannt wurden, denn sie können dem Spotte der Anwesenden nicht entgehen; um so stolzer sind die Nichterkannten. Bald verschwindet jegliche Kritik; die Mutter sucht ihre Kinder zusammen und schafft sie zu Bette und ein fröhlicher Tanz bei Bier und Brot entwickelt sich. Nachdem einige Touren getanzt wurden, beginnen die üblichen Unterhaltungsspiele.

Den Anfang derselben bildet meistens das Stockschlagen; welche und wie viel Spiele gemacht werden, hängt natürlich von den örtlichen Verhältnissen ab.

Stockschlagen.

Eine dralle Dirne nimmt auf einem Stuhle Platz und ein Bursche verbirgt, gebückt stehend, seinen Kopf in ihrem Schoß — „einhalten". — Einer, der im Halbkreise aufgestellten Bursche, tritt vor und schlägt wuchtig auf jenen Körperteil, der zur Empfangnahme solcher Dinge geschaffen ist. Mit raschem Ruck dreht sich der Geschlagene um und sucht den Übeltäter zu ertappen. Das ist nicht so leicht, denn alles drängt vor, er und seine Spießgesellen schneiden die unglaublichsten Grimassen, um ihn irre zu führen. Rät er falsch, so muß er sich noch einmal zur Zielscheibe hergeben, im anderen Falle muß der Erratene an seine Stelle treten. Ein zart Besaiteter wird jede Teilname an diesem Spiel im Hinblicke auf die Qualität der Hiebe dankend ablehnen. (Anif.)

Esel, wer reit?

Beim Eselreiten nimmt einer die gleiche Stellung wie beim Stock-schlagen. Ein Zweiter setzt sich auf seinen Rücken und fragt: „Esel, wer reit?" Errät er den Namen des Reitenden, muß dieser an seiner Stelle und das Spiel geht wieder von vorne an. Errät er ihn nicht, steht ein Dritter mit dem Kopf am Ersten an. Der Erste wird nun gefragt: „Esel, wer steht an?" Errät er's, muß der Dritte an die erste Stelle, errät er's nicht, setzt sich ein Vierter auf den Dritten und so fort, bis der Erste errät, was für einer reitet oder ansteht und der Erratene nun wieder die Stelle des Ersten einnimmt. Da geraten manchmal so viel Reiter hintereinander, daß der Platz in der Stube nicht mehr aus-reicht und die Reiterschar in den Hausgang sich verlängert. (Anif.)

Mühlfahren.

Zwei starke Bursche tragen auf ihren Schultern eine Holzstange. Auf diese schwingt sich ein Dritter, so daß er reitend auf dieselbe zu sitzen kommt. Dann fragt er einen der Träger: „Hias, wo fahrst hin?" „I fahr in d'Mühl", lautet die Antwort. „Nimm mi mit", kaum ist das gesagt, so erhält der Reiter von einem Träger mit dem Fuß einen tüchtigen Schlag an das Bein, so daß er aus dem Quersitz seitwärts abfällt und sich mit aller Kraft bemühen muß, durch den Aufschwung wieder in die vorige Stellung zurück zu gelangen. (Irrsdorf.)

Wetter machen.

Zunächst wird die Stube verdüstert, indem man das Licht in's Rohr des Ofens stellt; durch rasches Öffnen und Schließen des Rohrtürchens wird der Blitz veranschaulicht, während man den Donner durch Trampeln mit den Füßen oder durch Schlagen auf blecherne Geschirre hervorruft. Nun bleibt das Rohrtürchen geschlossen und in der Pause heben zwei Burschen wohlgefüllte Gießkannen, die unter der Bank versteckt waren, hoch und der nasse Strahl ergießt sich, durch die Rose fein verteilt, auf die Gesellschaft, die einen solchen Scherz nicht übel nimmt; ein Gewitter ohne Regen ist eben nicht leicht denkbar. (Morzg.)

Aerger fällt die Geschichte in der Eugendorfer-Gegend aus. Nach-dem zuerst alle gewitterhaften Erscheinungen nachgeahmt werden, wird auf einmal die Türe aufgerissen und in der Füllung steht die Putzmühle. Von kräftigen Händen in Bewegung gesetzt, entquillen ihr dicke Wolken weißen Staubes. Es ist Gipsmehl, das man vorher hineingegeben hatte; wie die Anwesenden dabei aussehen, möge man sich vorstellen.

Peter und Paul-Spiel.

Zwei Bursche nehmen rittlings, die Gesichter einander zugewendet, auf einer Bank Platz. Vor ihnen steht eine brennende Kerze mit einigen Spänen. Nachdem sich sowohl der „Petrus" als der „Paulus" einen „Haarwuzel" Bart in ein Nasenloch gesteckt haben, beginnt Paulus: „Peterl, i kent' da Dein Barscht an!" — „I wollt er brunn schon!" erwidert dieser. Paulus hat inzwischen seinen Span entzündet und dem „Haarwuzel" seines Partners genähert, der natürlich hell auflodert. — „P . . . aulus!" schreit der Peterl und pustet das „P" so stark heraus, daß bei einiger Geschicklichkeit die Flamme erlischt. Nun kommt der Petrus an die Reihe und bringt durch seinen brennenden Span den Bart des Paulus zum auflodern. Dieser schreit drohend: „P . . . etrus". Dieses ungemein auf die Lachmuskeln wirkende Spiel währt so lange, bis einem Spielenden das Auspusten nicht gelingt und er hastig seinen brennenden Bart herabreißt. Versengte „echte" Haare erinnern ihn noch lange an seine Niederlage. (Anif.)

Schustern.

Auf einer möglichst schmalen Bank nehmen zwei Bursche, die Füße nach Türkenart gekreuzt, einander gegenüber Platz. Der „Gehilfe" (Gsöll) hält die gekreuzten Hände mit den Handtellern nach außen so an die Ohren, daß einem auf dieselben geführter Schlag das Gefährliche benommen ist. Der „Meister" führt die Bewegungen eines nähenden Schusters aus und sagt dabei: „I hob a mol g'schustert, i hob a mol g'naht, und da hab i mein G'sölln übern Tisch abig'naht!" Hiebei verabfolgt er dem „G'sölln" einen derben Schlag auf die rechte oder linke Kopfseite. Dadurch gerät derselbe ins Schwanken und macht krampfhafte Anstrengungen das Gleichgewicht wieder zu erlangen, schließlich purzelt er zum Gaudium der Zuschauer von der Bank. Der Geübte kann sich im Gleichgewicht erhalten, wenn er erspäht, auf welche Seite der Schlag erfolgen wird; er wird dann durch Neigen des Körpers (r. l.) die Wirkung des Schlages abschwächen können. Nun werden die Rollen gewechselt, der G'söll avanziert zum Meister und kommt zum Schlagen. (Anif.)

Gerben oder Leder schab'n.

Ein Meister und ein Geselle setzen sich auf den Boden, legen quer über ihre Schenkel eine Stange. Der „Lehrbub" muß in die Mitte, die Stange unter seine Füße. Eine Decke wird über die Füße geworfen,

welche das Leder oder die Haut, die zu gerben ist, vorstellt und nun geht die Arbeit los, indem alle drei, jeder mit einem Löffel oder einem Stück Holz ausgerüstet darauf losschaben. Der Lehrling bekommt zur rechten Zeit eine auf die Pfoten, weil er nicht aufpaßt. Der Durst wird groß. Man reicht dem Meister ein Geschirr mit Wasser zum trinken. Dieser reicht es dem Gehilfen und auch der Lehrling darf trinken. Kaum setzt dieser den Krug an die Lippen, heben die beiden anderen rasch die Stange, so daß der Junge rückwärts hinüber purzelt und sich mit Wasser überschüttet. Ist dieser aber pfiffig, so lenkt er den Wasserstrahl gegen den Meister oder über sich hinweg auf die rückwärts Stehenden, so daß dann diese die „Angeschmierten“ sind, was noch mehr Heiterkeit erregt. (Salzburger Anteil.)

Stier schlagen.

Zuerst müssen die Uneingeweihten die Stube verlassen und hierauf wird der Stier kunstvoll zusammengestellt. Die Rolle des Tieres übernimmt wieder ein Bursche, der in gebückter Stellung, die Hände aufstützend auf einen Schemel, dasteht. Auf seinen Rücken wird eine Bank mit den Füßen nach abwärts gelegt und an das Kopfende stellt man einen großen, alten Hafen, worauf die ganze Figur mit einer Plache verhüllt wird. Nun kommt der Metzger und jetzt beginnt der Handel, der lange nicht gedeihen will; alle die beim Handel üblichen Redensarten werden in der schnurrigsten Weise eingeflochten, endlich ruft der Metzger: „Hau auf!“, alle drängen „hau auf!“ — „Es gilt!“ schreit der Bauer und der Handel ist geschlossen. Nach genauer Untersuchung erklärt der Metzger, der Stier sei krank und müsse gleich geschlagen werden. Der Bauer willigt ein und der Metzger holt mit dem Stocke zum wuchtigen Hieb aus und zerschlägt den unter der Plache befindlichen Topf, daß die Scherben polternd und klirrend zur Erde fallen. Der Stier fällt zusammen und wird aus der Stube geschafft. Dieses Spiel wurde seinerzeit auch als Faschingscherz in einzelnen Gasthäusern der Stadt aufgeführt. (Irrsdorf.)

Brettl bohren.

An einer Wand wird in der Höhe von anderthalb Meter eine hölzerne Schützenscheibe befestigt. Der Spieler nimmt davon ungefähr 20 Schritte Abstand und fixirt eine Zeit lang scharf die Scheibe, dabei hält er zielend einen großen Bohrer vorgestreckt. Hierauf werden ihm die Augen verbunden und er geht gerade auf die Scheibe los; sobald er

daran anstößt, bohrt er den Bohrer ein, je näher dem Zentrum desto besser. Selbstverständlich wird dabei sehr oft überhaupt die ganze Scheibe verfehlt. (Pongau.)

Scheiben schiessen.

Es wird mit der Kreide ein Kreis an die Stubentür gezeichnet, der das Ziel vorstellt. Ein 1. und 2. Schützenmeister leiten das Schießen. Der Schütze bekommt einen Stock oder eine Stange als Gewehr in die Hand, muß nun gut auf die Scheibe zielen und wird, nachdem er den richtigen Anschlag gefunden zu haben glaubt, in diesem Anschlag von einem der Schützenmeister von rückwärts, mit von diesem ihm verhaltenen Augen, dem Ziele zugeführt. Ist er dort angelangt, werden die Augen frei gegeben und er überzeugt sich, daß er oftmals leider weit gefehlt und nicht „schwarz“ geschossen hat. So schießt ein Nächster, ein Dritter u. s. f. bis endlich auch der „Erwählte“ daran kommt. Diesen muß ein anderer Schützenmeister führen, weil die bisherigen nichts können. Gut! Richtig schießt er „schwarz“ und alles lacht auf seinen Schuß, so daß er ganz verlegen wird und sich gar nicht auskennt, bis man ihm endlich einen Spiegel vorhält und er selbst sieht, daß er von seinem Führer mit Ruß und Schwärze um die Augen während der Führung bestrichen wurde und somit richtig „schwarz“ geschossen hat. (Morzg.)

Assentierung.

Es bildet sich eine Stellungskommission, deren wichtigste Person der „Regimentsarzt“ ist. Die Stellungspflichtigen werden vom „Kopral“ in Reih und Glied etwas abseits aufgestellt. Sie werden einzeln zum Stellungsplatz geführt, der vor einer geschlossenen Tür sich befindet, hinter der zwei handfeste Burschen Posto gefaßt haben, das Ende einer „Hopfenziach'n“, die unter der Tür auf den Stellungsplatz sich fortsetzt, in den Händen. Der Regimentsarzt waltet nun in oft recht witziger Weise seines Amtes. Ertönt sein „tauglich!“ so erfolgt hinter der Tür ein Ruck an der „Ziachn“ und der „Taugliche“ liegt unsanft auf der Erde. Viele Neulinge machen das Spiel unterhaltender, denn die Eingeweihten können sich meist vor dem Falle bewahren. (Anif.)

Soldatenspiel.

Ein in die Gebräuche noch uneingeweihter, meist von auswärts stammender Bursch, wird in möglichst unauffälliger Weise bei der Rollenverteilung mit dem Amte eines Trommlers betraut. Ein „Schaffl“ wird

bodenaufwärts auf eine Bank gestellt und dem Trommler bedeutet, mit 2 Kochlöffeln sein Instrument zu bearbeiten.

Die inzwischen hinausgegangenen „Soldaten" nehmen den Mund voll Wasser und marschieren im Gänsemarsch, angeführt vom Hauptmann, dessen Mund natürlich wasserfrei ist, um den Trommler herum. Kommandoworte wie: „Habt Acht!" „Präsentiert!" „Zum Schießen!" „Ladet!" „An!" ertönen und werden von den mit Stöcken versehenen Teilnehmern entsprechend markiert. Beim Kommando „Feuer!" entleeren sich die wohlgefüllten Mäulchen auf den Trommler, der unter dem Gelächter der Gesellschaft pudelnaß davoneilt. (Anif.)

Das Bergwerk.

Bei der Tür kommt keuchend und stampfend ein uralter Mann mit langem, wallendem Flachsbart herein. Er geht tief gebückt, denn auf dem Rücken trägt er eine Kraxe (Trage), auf der ein junger Bursche sitzt. Der Alte stellt seine Last auf eine Bank, während sich der Junge in Positur richtet und wie eine aus Holz geschnitzte Figur dasteht. Nun beginnt der Alte seine Erklärung, indem er den Menschen und dessen Körperteile mit dem Innern eines Bergwerkes vergleicht, dabei mit einem dünnen Stäbchen fortwährend zeigend. In seinen Ausführungen sucht er nun viele „Schlager" einzuflechten und durch Witze, die sehr oft die Grenze des Erlaubten überschreiten, die Lachlust der Zuhörer zu entfesseln. Das Modell muß dabei durch verschiedene, mechanische Bewegungen den Inhalt des Vortrags veranschaulichen. (Morzg.)

Markstein setzen.

Zwei Nachbarn streiten sich beim Laubabkehren auf der „Mooswiese" um das richtige Mark[1]), da die alten Marksteine teilweise im Moos versunken sind. Es muß nun frisch „markiert" und müssen neue Steine gesetzt werden. Die neuen Steine, Buben und Dirndl, werden auf die bestimmten Plätze gesetzt, indem die beiden Bauern sie auf ihren Händen tragen und dort niedersetzen. Das Mark geht auch hinaus auf den Hausgang. Da muß ein fester Eckstein hin und man nimmt dazu den schon im Voraus „Bestimmten", indem man ihn hinausträgt. Ein lautes Gelächter der beiden Nachbarn und ein Geschimpf des „Marksteins" wird hörbar, denn man hat ihn ins „Moos", d. h. in ein Geschirr mit Wasser gesetzt. (Salzburger Anteil.)

[1]) Im Volksmunde sächlich gebraucht.

Der Grenzstreit.

Derselbe ist nur eine Abänderung des Marksteinsetzens. Einem Uneingeweihten werden die Augen fest verbunden und derselbe mitten in die Stube auf den Boden gesetzt. Unter die offene Tür wird ein mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt. Nun beginnt der Streit der Nachbarn. Jeder von ihnen hat, um eine eigene Klangfarbe der Sprache hervorzurufen, den Mund mit einem Holzklötzchen aufgesperrt. Der am Boden sitzende Grenzstein wird dabei immer näher dem Gefäß mit Wasser gerückt und zuletzt in dasselbe hineingesetzt. (Mattsee.)

Schimmel beschlagen.

Die Rollen sind folgendermaßen verteilt: Ein Bursche in Schurzfell mit Hammer und Zange stellt den Schmied, ein anderer den Schimmel und ein dritter einen Bauern vor. Der Schmied und der Schimmel stampfen kräftig auf den Boden, die übrigen Spieler rufen: „rrrampfu, rrrampfu“ und ahmen damit das Geräusch des Blasbalges nach. Dem Schimmel wird brennendes Werg oder Stroh zwischen den Füßen durchgezogen und schließlich wird er mit Wasser übergossen. (Irrsdorf.)

Vögel fangen.

Ein etwas komisch maskierter Vogelhändler setzt seine Falle, ein Sieb, eine Haspel oder dergleichen, auf den Boden und streut Futter auf, um Vögel zu fangen. Einige Burschen schwärzen sich in der Küche die Hände und nehmen ganz unschuldig inmitten der „Dirndl“ Platz. Der Vogelhändler kommt von Zeit zu Zeit zur Stubentür und sieht nach, ob er nichts gefangen hat. Er nimmt die gefangenen Vögel heraus, streut frisches Futter auf, und entfernt sich wieder. Bisher sind Finken, Meisen, Spatzen und verschiedene andere Vögel eingegangen. Endlich kommt er ganz siegesbewußt, frohlockt über den glücklichen Fang, nimmt ihn (markierend) vorsichtig aus der Falle und bezeichnet ihn als „Schwarzplättchen“. Auf dieses Wort hin schwärzen die Burschen alle Mädl, die sie erreichen können im Gesicht und wo es nur angeht und die „Schwarzplättchen“ sind fertig. (Salzburger Anteil.)

Vögerl malen.

Zwei Personen, von welchen eine in den Vorgang nicht eingeweiht ist, werden die Augen verbunden, worauf sich beide gegenübersetzen. Auf ein Teller wird etwas Mehl gegeben, die Rückseite aber mit einer beliebigen

trockenen Farbe oder mit Ruß bestreut. Unter Nennung irgend eines Vogelnamens beginnt nun die Malkunst, indem der Uneingeweihte harmlos den Finger in das Mehl taucht und damit seinem Gegenüber das Gesicht bestreicht, während der andere, gleichfalls bei Ausruf eines Vogelnamens, aber die Finger in die Farbe taucht und dasselbe vornimmt. Die Anwesenden bewahren Stillschweigen, das nur durch leises Kichern unterbrochen wird. Ist das Bild vollendet, so hält man dem Gemalten einen Spiegel vor und sein verdutztes Gesicht hat das schallende Gelächter der Zuschauer zur Folge. (Mattsee.)

Die Wunderhenne.

Dieses Spiel wird in Vermummung aufgeführt. Unter der Türe erscheinen zwei Gestalten, die Wunderhenne und deren Treiber. Die erstere wird von einem kleinen Burschen dargestellt. Derselbe ist ganz in weiße Lacken eingehüllt und hat um den Hals einen dicken Strick, dessen eine Ende der Treiber hält. Seine Rolle besteht nun darin, sich möglichst ungebärdig zu stellen; fortwährend muß er versuchen, sich wie eine wütende Henne mit lautem Schreien und Gackern auf den Treiber zu stürzen, der dieselbe unter Aeußerungen von Angst und Furcht am Stricke nachzieht. Der Treiber selbst ist, wie man sagt „türkisch" gekleidet. Ein zusammengedrehtes Tuch bildet den Turban, im übrigen sieht er furchtbar verrissen, ja fast halbnackt aus. Zu diesem Darsteller eignet sich nur ein Bursche, der ein „gutes Mundstück" hat, d. h. zu reden versteht. Mit allen möglichen Lockworten bringt er endlich die Henne in die Stube, unter großem Wortschwall, oft unterbrochen durch die Angriffe der letzteren, erklärt er, er komme aus Ägypten, wo er diese Wunderhenne um schweres Geld erworben habe; dieselbe lege aus dem Schnabel ununterbrochen Eier. Der Darsteller der Henne zeigt nun zwischen den Lippen ein Ei, d. h. er hatte vorher die abgehackte Spitze eines solchen zwischen diese geklemmt. Unter seiner Hülle hatte er aber tatsächlich ein Körbchen mit Eier hängen. Es kommt nun auf die Gewandtheit des Treibers an, aus diesem ein Ei nach dem andern so hervorzufangen, daß es den Anschein hat, als würde er sie dem Schnabel der Henne entnehmen. Je witziger er dies in Sprache und Geberde macht, desto lauter wird die Lust der Zuschauer. (Morzg.)

Der Vogel Phönix.

Der Darsteller dieser Figur hat eine sehr gelungene Vermummung, die der Phantasie des Volkes ein treffliches Zeugnis gibt. In den-

Händen trägt er ein Sappin, die bekannte, schnabelartige Holzknechthacke, dabei ist er vom Boden bis zur Spitze der Hacke vollständig in Tücher verhüllt, nur ein kleiner Schlitz gestattet dem Träger etwas herauszusehen. Dort wo die Hacke am Stiel befestigt ist, soll ein buntes, kugelartig aufgebauschtes Tuch den Kopf des Vogels vorstellen, aus dem die eiserne Spitze der Hacke als Schnabel hervorragt, denselben kann er an sich ziehen oder verlängern. Das Erscheinen des Vogels, der ohne etwas zu sprechen, bald dahin, bald dorthin zu hacken droht, ruft bei den weiblichen Zuschauern ängstliches Gekreische und eilige Flucht hervor. (Morzg.)

Papperl füttern.

Es setzen sich mit verbundenen Augen zwei Burschen einander gegenüber auf eine Bank, in deren Mitte sich eine Schüssel mit Wasser befindet; beide sind mit einem Löffel versehen. Der eine fragt: „Papperl, magst ess'n?" Auf das „Ja!" des andern führt er diesem einen Löffel voll Wasser in den Mund oder wo er ihn gerade trifft, der andere macht das Gleiche. Nach mehrmaligen Wechseln lüftet der „Hellere" seine Binde immer mehr und zum Schluß gibt er dem andern statt Wasser einen inzwischen herbeigeholten Löffel mit Teig oder Mehl ganz vorsichtig in den Mund, so daß der „Papperl" fertig ist. (Morzg.)

Krähen füttern.

Dasselbe ist dem Papperl füttern ziemlich ähnlich. Die beiden Burschen haben die Augen verbunden und suchen einander einen Löffel voll Wasser nach dem andern in den Mund zu führen. Bei ihrer Tätigkeit schreien sie fortwährend: „Krah, krah!" Der eingeweihte schiebt dabei die verhüllende Binde immer höher und auf einmal reicht man ihm einen Löffel mit Salz, denn er dann im rechten Augenblick seinem Gegner in den Mund schüttet. (Morzg.)

Bären einmauern.

Die Spielenden bilden einen Kreis, die Arme dabei ineinander verschränkt. In der Mitte befindet sich der durch einen Burschen dargestellte Bär, der die Aufgabe hat durchzubrechen, was ihm auch nach langem Stoßen, Ziehen und Zerren endlich gelingt. (Morzg.)

Baum pfälzen.

Buben und Dirndl stellen sich dicht nebeneinander auf. Der Gärtner mit seinem Gehilfen steht hinter der Front mit „Edelreisern" versehen

und pfälzt dieselben auf die verschiedenen Stämme, indem er unter Bezeichnung verschiedener Obstsorten jedesmal ein Hölzchen in das Genick der Vornstehenden steckt. Nun kommt er bei seinem Auserkorenen an. Auf diesen Stamm muß er Wasserbirn pfälzen und schüttet ihm dabei eine ergibige Portion Wasser in den Hals. Mit großem Lacherfolg hat das Spiel ein Ende.

Jmbheben.

Das Jmbheben ist dem Markstein setzen ähnlich; dabei werden die einzelnen Bienenstöcke auch versetzt und einer derselben in eine Portion Teig oder auch ins Wasser gesetzt.

Pantoffel suchen.

Ein beliebtes Spiel ist das Pantoffel suchen. Alle Burschen und Männer setzen sich am Boden mit erhobenen Knieen im Kreise herum, die Hände unter den Knieen. Ein Pantoffel macht die unsichtbare Runde, vor- und rückwärts nach Belieben unter den Füßen der Sitzenden. Der „Suchende“ steht außer dem Kreise und muß solange suchen, bis er den Pantoffel bei einem der am Boden Sitzenden hervorholt, dann tritt er seine Funktion an diesen ab, indem er sich an dessen Stelle setzt und der andere sucht.

Eichkatzl fangen.

Wie das vorige Spiel geht auch das „Eichkatzl fangen“, wobei auch die Weibsleute mitspielen. Statt auf dem Boden setzt man sich rings herum auf die Bänke und läßt das „Eichkatzl“, meist ein verknüpftes Handtuch, hinter dem Rücken hin- und herspazieren.

Kerzenfangen.

In einem weiten bis nahe zum Rande mit Wasser gefüllten Schaffe schwimmt eine Kerze. Die Aufgabe des Spielers besteht nun darin, diese mit dem Munde zu haschen und herauszuziehen, dabei hat er die Hände auf den Rücken zu verschränken. Die Sache ist nicht leicht, weil die Kerze bei der geringsten Bewegung des Wassers untertaucht oder wegschwimmt. Manche brauchen dazu oft 5 bis 10 Minuten bis das Kunststück gelungen ist. Der Spieler verschluckt dabei ungeheuer viel Wasser und läuft bei dem Übermute der Gesellschaft Gefahr, überhaupt mit dem Kopfe untergetaucht zu werden. (Anif.)

Teig stehlen.

Auch bei dem Spiel kommt es darauf an, einen hineinfallen zu lassen. Ein Bursche sitzt auf dem Boden und zwischen seine Beine wird ein Häufchen Teig gelegt. In die Hände bekommt er Messer und Gabel, damit muß er die Angriffe auf den Teig abwehren. Neckend suchen ihm einige den Teig zu entreißen, doch müssen sie den Versuch vor den drohenden Hieben unterlassen. Auf einmal packen kräftige Arme den sitzenden Burschen an den Beinen und ziehen ihn über den Teig hinweg. (Irrsdorf.)

Kropfschneiden.

Zur Türe kommt ein riesig kropfichter Bursche herein; die Leute reden ihm zu, weil gerade der Bader da sei, er möge sich seinen Kropf aufschneiden lassen, worin er endlich einwilligt. Nun werden allerlei Vorbereitungen unter guten und schlechten, meist sehr derben Witzen hiezu getroffen. Jetzt schneidet der Bader mit scharfen Messer hinein und es quillt Blut und Verschiedenes heraus, um in einer bereit gehaltenen Schüssel aufgefangen zu werden. Der Kropf war nämlich eine Schweinsblase, die mit der Brühe der roten Rüben, gesottenen und geschälten Kartoffelstückchen u. dgl. gefüllt wurde. Diese Operation soll übrigens öfters bei den Zuschauern selbst nicht nur Unbehagen, sondern auch Unwohlsein hervorrufen. (Morzg, auch im Pongau.)

Rührmilli handeln.

Der Händler, ausgestattet wie der „Sauhändler", hat auf dem Schemel einen Topf mit „Rührmilli". Dieselbe ist aber meist ein undefinierbares, eckelhaftes Gemisch verschiedener Substanzen, dem durch Tabakasche und dergleichen erst die richtige Würze gegeben wird. Nun beginnt der Händler seine Ware anzupreisen. Wehe dem Unvorsichtigen, der mit einem „Ja" oder Nein" auf das improvisierte Gespräch des Verführers antwortet. Ein Hadern in die Rührmilli getaucht, fliegt ihm um die Ohren und befriedigt grinsend zieht der Händler zum Nächsten in der Reihe. (Anif.)

Sau handeln.

Ein Bursche, der durch ein zwischen die Zähne geklemmtes Hölzchen seiner Sprache eine zweckentsprechende Verunstaltung verleiht, begibt sich auf die Handelschaft, indem er auf einem Fußschemel reitet, der den Wagen zu markieren hat. Seine bessere Hälfte, ein Bursche in entspre-

chender Verkleidung, den Rücken mit einem Kopfkissen wohl verwahrt kniet bei der Hühnersteige und widmet sich anscheinend mit vollster Hingabe dem Wohle ihrer Pflegebefohlenen. Während ihr Mann eifrig bemüht ist Schweine zu erhandeln, schleicht sie sich herzu und gibt durch Gesten und halblaute Zurufe dem Verkäufer zu verstehen, daß ihr Gespons kein Geld besitze. Wird der sich halbtaub stellende Händler auf die Aussagen seines Weibes verwiesen, so dreht er sich schwerfällig nach allen Richtungen um, indes sein Weib sich dicht hinter ihm seinen Blicken zu entziehen sucht. Das geht so eine Weile fort, endlich erblickt er die Warnerin und beginnt nun unter einer Flut von Schimpfworten mit dem „Waschbloi", den er mit sich führt, den Rücken seiner Frau zu bearbeiten; das Geheul der Geschlagenen wird allmählich schwächer, endlich sinkt sie wie tot zu Boden. Der Mann beginnt nun eine umständliche Untersuchung, bricht in ein Jammergeheul aus und beginnt schluchzend die Tugenden der Verstorbenen zu preisen und geberdet sich als untröstlicher Witwer. Kaum aber ist die Teure von 4 Burschen (Leichenträgern) hinausgetragen worden, so beginnt er unter den anwesenden Dirnen die Suche nach einer passenden Braut. Endlich findet sich eine, ein allgemeiner Rundtanz beginnt, aber dazwischen stürmt die Totgeglaubte und schwärzt die Gesichter der tanzenden Dirnen mit den rußbestrichenen Händen. Schreiend stiebt alles auseinander. (Anif.)

Lazarus ist gestorben.

Lazarus legt sich als tot auf eine in der Mitte der Stube stehende Bank und wird mit einer Plache bedeckt. Seine Freunde, mehrere mit langen Bärten, Mänteln und Lichtern versehene Burschen, kommen zur Türe herein und tanzen und singen um ihn herum. Sie ergreifen die Bank mit dem Toten und tragen ihn in den Hausgang, um ihn zu begraben. Nachdem er begraben worden war, sollte er wieder zum Leben erweckt werden; dazu muß man eine Frau haben, die für ihn im Grabe bleibt und die von einem seiner Freunde zu diesem Zwecke aus den Anwesenden geraubt wird. Diese kommt zu Lazarus in's Grab d. h. unter die Plache.

Nun trägt man beide vereint wieder herein, macht alle möglichen Geberden und sagt verschiedene Sprüche, bis endlich die Zeit der Erweckung da ist und es heißt: „Lazarus, komm heraus!" Nun erhebt sich Lazarus und lebt. Jetzt soll aber auch die Frau erweckt werden und es geschieht nach einer Pause auch. Zum Erstaunen aller Anwesenden aber bemerkt man, daß die Frau im Grabe durch Lazarus an Gesicht und

Händen ganz geschwärzt wurde und fast nicht mehr zu erkennen ist. Voll Freude über diese Wiedervereinigung nimmt Lazarus seine Frau und beginnt mit ihr einen fröhlichen Tanz, dem sich die übrigen auch anschließen. (Salzburger Anteil.)

Kloster gehen.

Die Teilnehmer, außer den Leitern, begeben sich auf den Hausgang. In der Stube wird eine Plache auf den Boden gebreitet. Inmitten der Stube stellt man eine mit einem Tuch bis auf den Boden behängte Bank so über die Plache, daß die Bankfüße frei auf dem Boden stehen. Der Quardian nebst einem Doktor nehmen auf dieser Bank Platz; zwei Hausknechte knieen hinter der Bank auf dem Boden, so daß sie von den Eintretenden nicht bemerkt werden. Der Eintretende, der ins Kloster gehen will, wird vom Doktor untersucht. Diese Untersuchung, sowie auch das Examen des Quardian ergeben keine Fähigkeit zum Klostergehen. Jetzt kommt der Erwählte, er ist zufällig ganz gesund und vollkommen geeignet für das Kloster; darf auch den „geweihten" Boden betreten, indem man ihn auf die Plache stehen heißt.

Nach verschiedenem Schnicks, Schnacks gibt der Quardian Befehl mit den Worten: „Läut's z'sam!" — Ein kräftiger Ruck der beiden Hausknechte mit der Plache und — der geprellte Klosterbruder liegt wider seinen Willen am Boden. (Salzburger Anteil.)

Auf die fortwährende Anstrengung bei Spiel und Tanz fordert auch der Magen sein Recht — und die Bäuerin hat dafür gesorgt, indem sie eine große Schüssel voll Kaffee, Klotzen- oder Zwetschkenbrühe mit Krapfen auf den Tisch gestellt und alles hiezu eingeladen hat. Die Anwesenden lassen sich's nicht zweimal schaffen, so daß die Schüsseln oft mehrmals gefüllt werden müssen, bis die Teilnehmer wieder Kraft zu einem neuen Tänzchen bekommen. Leider mahnt die Uhr zu früh noch für alle zum heimgehen. Jeder sucht seine Siebensachen zusammen und mit einigen „Küchl" von der Bäuerin beschenkt, steuert alles seiner Behausung zu.

Ähnliche Unterhaltungen wie beim Abdreschtanz, finden auch beim „Brecheln", d. i. am letzten Tag, wo der Flachs gebrechelt wird, unter dem Namen „Brecheltanz" statt. Bei dieser Gelegenheit kommt man aber nicht maskiert, sondern nur in Alltagskleidern zusammen und unterhält sich fast in gleicher Weise.

Der Alperer.

Zu den weniger bekannten Aufzügen gehört der einst im Pinzgau gebräuchliche Alperer;[1]) selbst der sonst so treue Schilderer des Volkslebens, Kürsinger, sagt in seinem Buche „Ober-Pinzgau" darüber: „Kaum mehr als in der Erinnerung leben das Alpenfahren (eine Art des im Pongau heimischen Kühtreibens)". Und doch hat sich diese Sitte fast bis in unsere Tage erhalten. So berichtet die „Salzburger Chronik" vom 19. November 1894, daß in den Tagen vom 10. auf den 11. November desselben Jahres unter furchtbar wüstem Lärm in Wald der „Alperer" abgehalten wurde. Diese Sitte fand in den 70 und 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch häufiger statt und sollte nach Meinung des Volkes nichts anderes sein, als die Darstellung eines Stückes „Almerlebens", gleichsam die Erinnerung an die schöne Almenzeit im Bilde des Abtriebes von der Alm, dies ist der Eindruck, den man aus der Schilderung der Leute hierüber gewinnt.

Der Verlauf dieses Aufzuges ist nun folgender:

Der Alperer fand immer und ausnahmslos am Vorabend von Martini, d. i. am 10. November jeden Jahres statt. Zu dem Umzug vereinigten sich die Burschen der vier Gemeinden des Ober-Pinzgaus: Bramberg, Neukirchen, Krimml und Wald. Wenn nun der letzte Dämmerschein des Abends übergeht in das Dunkel der Nacht, dann vernimmt man im Tale ganz rätselhafte, hohle, langgezogene Töne, welche anscheinend aus der Luft niederschweben; sie rühren von den sogenannten „Büllhörnern" her und sind Zeichen, womit sich die Sonnseitner mit den Schattseitner Burschen zum Aufbruche verständigen. Die Bramberger als die weitest Entfernten brechen zuerst auf und ziehen der Landstraße entlang nach Neukirchen, dort schließen sich die Neukirchner an und nun setzt sich der Zug fort gegen Wald, auf welcher Strecke ihnen die Walder entgegen kommen, um vereint mit den übrigen weiterzuziehen und schließlich den Alperer nach Ankunft der Krimmler beim Walderwirt „einzutoan" — gleichsam eintun der Herde in den Stall — und den Zug aufzulösen.

Wenn auch die Teilnehmer nicht verkleidet oder vermummt, sondern im gewöhnlichen Gewande eines Hirten auf der Alm sich bei dem Zuge einfinden, so sind sie doch mit Eßglocken, Tuschglocken, wie sie das Almvieh in verschiedenster Größe trägt oder mit Schellkränzen behangen.

[1]) Siehe auch des Verfassers ausführlichere Darstellung in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde" XLI. Bd.

Manche davon, das sind die „Melcher oder Küahbuben", sind auch mit langen Peitschen, „Klöcken" genannt, versehen.

Der Lärm, der mit diesen Gegenständen verursacht wird, wirkt allein schon ohrenbetäubend, derselbe wird aber noch ins Maßlose gesteigert durch gellende Juchzer, schrilles Pfeifen und Schreien der Burschen, welche sich bemühen, die verschiedenen Laute des Alpenviehes möglichst kräftig und naturgetreu nachzuahmen. Besonders Ausrufe, die beim Viehtrieb üblich, wie: „Hu", „gehst zuahi", „Glückei", „hescht auf stechen", „Stoäsl" mischen sich darein. Mit Zaunlatten, sogenannten „Giaschtn", welche aus anderthalb Klafter langen Baumstämmen verfertigt werden und die vom obern bis nahe zum untern Ende gespalten sind, schlagen sie im Vorbeigehen an Heustadl, Zäune u. dgl., wodurch ein weithin hörbarer, klatschender Ton erzeugt wird.

Dazwischen werden Lieder gesungen, nicht vierzeilige, sondern meist „Almer- und Trutzlieder", jedoch keine, welche auf den Alperer Bezug hätten.

In den Durchzugsorten wird Halt gemacht und beim Dorfbrunnen „gewassert", — wässern der Herde auf der Alm — dann bewegt sich der Zug weiter zum Ziel.

Die Zahl der Teilnehmer ist mittlerweile auf 70 bis 80 angewachsen.

Nach erfolgter Ankunft in Wald und kurzer Rast geht auf der „Wirtsschied" das Ranggeln los, es gilt die Habmoarschaft[1]) zwischen den genannten vier Gemeinden; denn jede derselben ist stolz darauf, den Habmoar in ihrer Mitte zu wissen.

Hierauf beginnt das Leben im Wirtshaus, zu welchem sich die Bewohner des Ortes, vorzüglich die tanzlustigen, sowie jene aus den Nachbarorten einfinden.

Der Charakter des Alperer ändert sich teilweise von Mittersill abwärts; es ist dort damit eine Art Volksgericht, das sogenannte „Böck aufmiaten", das ist das Vorhalten begangener Dummheiten, Liebesgeschichten u. dgl. verbunden, wodurch der Brauch dem Haberfeldtreiben ähnlich wird.

Arglose Leute und besonders Frauenzimmer gehen den Alperern auf ihrem Zuge möglichst weit aus dem Wege, und mit Recht, denn es gibt oft groben Unfug. Da aber Tag und Stunde der Veranstaltung bekannt sind, so ist es leicht jede Begegnung zu vermeiden.

[1]) In diesem Teil Pinzgaus heißt der Gewinner nicht Hagmoar.

Zum Vergleiche mit vorstehender Schilderung, gestattet man sich auch über das „Almfahren“, wie es in Reit im Winkel in Baiern noch Sitte ist, zu berichten und damit den Beweis zu erbringen, daß der „Alperer“ nicht ausschließlich sich auf den Pinzgau beschränkt, sondern, daß derselbe in größter Ähnlichkeit auch in den Grenzgebieten Baierns sich findet. Die nachstehenden Ausführungen bringen nur Einzelheiten, die dem Verfasser unmittelbar aus dem vorgenannten Orte zugekommen sind.

Ein uralter in Baiern heimischer Brauch ist das „Almfahren“. Die Bedeutung dieser Sitte leitet man davon ab, daß in früherer Zeit, wahrscheinlich bis zum Jahre 1859, jeder Besitzer sein Vieh auf den Alpen und Freibergen bis Martini weiden lassen durfte. Damit nun die ersteren auf diesen Zeitpunkt aufmerksam wurden, veranstaltete eine Schar junger Burschen am 10. November, d. i. am Vorabende vor Martini, das „Almfahren“. Die Teilnehmer zogen hierauf mit Kuhglocken und Peitschen lärmend von Haus zu Haus. Ist vor dem Hause ein Brunnen, so wird das Vieh gewässert und in Form eines Viehhandels werden, durch die bei einem solchen gebräuchlichen Wechselreden die Bewohner, besonders das jüngere Weibervolk, scharf hergenommen; hauptsächlich wenn sich im Laufe des Jahres im Hause irgend etwas ereignet hatte, das besonderen Anlaß zu rügen bot, dann gestaltet sich die Sache zu einer Art Haberfeldtreiben.

Ist dieses Treiben beendet, so geht es dem Wirtshause zu. Dort wird die „Kälberkuh“ aufgeführt; es handelt sich dabei, einen Uneingeweihten ordentlich auffitzen lassen. Dieser wird, nachdem der Viehdoktor seines Amtes gewaltet, über und über berußt und so in ein schwarzes Kalb verwandelt; zum Schlusse erhält er dann zum Gaudium seiner Begleiter noch einen „Schapfen“ Wasser über den Kopf als Daraufgabe.

Das Käsmandel.

Den Lessacha Winkö, is a
wundschönachs Oacht;
's springen dö Gamsla, und
es wallacht da Boacht.
(Lungauer Mundart.)

Unsere heimatliche Sage kennt eine Anzahl von spukhaften Gestalten, die in den tiefen Bergwinkeln ihre Heimat haben; so den Alpengeist Donanadl, den freundlichen Behüter der Alpe und des Viehes; die Al-

raunen, vertraute Geister, die den Bewohnern mit Rat und Tat beistehen; den neckischen Putzgauch und den grauenhaften Kunter; die Bergwichtel Kaputzer und Schranel; den wilden Talraith und das Kasmandel.

An die Erscheinung des letzteren knüpft sich nicht nur die Sage, sondern auch ein Lungauer Brauch, der sowohl dem Alperer, wie dem Kühetreiben nahezu gleich ist. Die Sage[1]) vom „Kasmandel“ lautet: „Im Lessachwinkel des Lungaus treibt sich das Käsmandel, ein kleines Männlein von eisengrauer Farbe, mit bleichem, runzligem Gesichte herum, das den Leuten manchen Schabernack spielt. Während des Sommers hält es sich auf den höchsten Bergspitzen, in unzugänglichen Wäldern auf und lebt von Wurzeln und Kräutern. Im Herbste aber, wenn die Senner die Alm verlassen und mit der Herde heimgefahren ist, dann kommt das Käsmandel aus seinem Schlupfwinkel hervor, sucht die Almhütten auf und sammelt da alles, was die Senner und Hirten weggeworfen, verloren oder zurückgelassen haben. Diese Überreste käset es dann und lebt davon den ganzen, langen Winter über.

Im Sommer, zur Zeit der Auffahrt in die Almen, verläßt das Käsmandel die Almhütten wieder und kehrt in seine einsamen Schlupfwinkel zurück.“

Aber auch mit den Menschen tritt das Käsmandel in Berührung; so straft es den übermütigen Burschen, der es schreiend auffordert, Milch zu bringen, indem es ihn zwingt, eine Schüssel voll ecklen Inhalts zu sich zu nehmen; freilich gießt er die Brühe, ohne daß es das Männchen merkt, in die Kleider. Ein anderesmal verschafft es dem geigenden Knecht durch sein Erscheinen des Bauers „blößado Kuah“; endlich findet es sich bei dem Jäger ein, der in der Hütte am Spieße den Braten schmort; lüstern verlangt es darnach, doch [illegible] auf die Finger geklopft, klagt es den Bergen sein Leid und wendet sich dann zornig an den Jäger mit den Worten: „Hättest Du nicht Deinen vierbeinigen Beiß und Deinen einäugigen Heiß, ich wollt Dir's anders machen!“ und verläßt die Hütte.

Das Kasmandel ist der Alpengeist, der nach Meinung der alten Lungauer zu Martini statt der Alpenleute die verlassenen Hütten bezieht. Man nimmt nämlich an, daß zu Martini aus allen Alpen, auch aus den Bodenalpen das Vieh abgetrieben ist und der Senner über den Winter dort nichts mehr zu suchen habe. Sobald man annehmen darf, daß das Kasmandl von der Alpe Besitz genommen habe, wird es mit einem Höllenlärm, dem Schnalzen großer Peitschen, Schellen, Läuten u. dgl. dorthin verbannt. Dort darf das Kasmandel verbleiben bis Georgi,

---

[1]) Freisauff „Salzburger Volkssagen“.

d. i. den 24. April; am Georgi-Vorabend wird es durch Klöcken wieder aus der Alpe vertrieben.

Von daher rührt auch der Brauch, daß beim Auftrieb auf die Alpen sowohl, wie beim Abtrieb in den Ort mit großen Peitschen geklöckt wird; dasselbe wird wiederholt bei der Ankunft des Viehes auf der Alpe selbst, damit das Kasmandel weiß, daß es jetzt dort nichts mehr zu schaffen habe, und sich entferne.

Der Vorgang beim Einklöckeln des Käsmandel am Martini-Abend ist folgender:

Alle jungen Burschen des Lessachwinkel versammeln sich an diesem Abend außerhalb des Ortes. Jeder bringt ein Lärmwerkzeug mit, als Glocken, Schellen, Rollen, Peitschen, Pfeifen, Deckel u. dgl. Sie gehen nun still eine Strecke gegen den Talschluß hinein; dort verkleiden sie sich und treffen alle Vorbereitungen zur wilden Jagd. Ein schriller Pfiff und nun zieht die Rotte unter gräßlichem Schreien und Lärmen, unter Peitschenknall, Pfeifen und Läuten, unter Trommeln und Rasseln weiter dem Dorfe zu. Dazwischen ertönen die nachahmenden Laute verschiedener Tiere: das Muhen und Brüllen der Rinder, das Brummen der Bären, Heulen der Wölfe, Miauen der Katze und Bellen der Hunde.

Sobald die Bewohner des Dorfes den Höllenlärm aus der Ferne vernehmen, flüchten sie sich in die Häuser und verschließen eiligst Fenster und Türen. Wehe denen, welche die Neugierde aus den Häusern treibt, oder die auch nur zum Fenster heraussehen. Sie werden mit Wasser begossen oder in dasselbe getaucht, selbst mit Pech und übelriechenden Ölen besudelt.

Nachdem die wilde Meute das Dorf unter gräulichem Lärm durchrast hat, verliert sie sich allmählich in eine Gasse und Stille kehrt in das Tal zurück. Bei dem Volke heißt's dann: „Jetzt kommt 's Käsmandel aus der Alm".

Übrigens gibt es Leute, die sich einbilden, das Käsmandel auch im Sommer gesehen zu haben, wie es aus dem Heuschupfen Heu stiehlt, was dann als Zeichen gilt, daß die Weide schlecht werde und bald zu Ende gehe. Nicht anders als ein kleines Männchen von eisengrauer Farbe mit erdfalbem, runzlichtem Gesicht stellt man sich den Alten vom Berge vor.

Das Kühetreiben.

Eine Sitte, die mit dem Alperer manche Ähnlichkeit zeigte, war das Kühtreiben, das heute im Volke ganz vergessen ist, aber noch im 18. Jahrhunderte im Pongau zeitweise aufgeführt wurde. Man ist einzig und allein auf die Berichte Hübners und Muchars darüber angewiesen, obwohl der letztere eigentlich auch nur auf Hübner fußt und kein neues Moment dieses volkstümlichen Aufzuges bringt. Hübner berichtet in seiner „Beschreibung des Erzstiftes Salzburg" 1796 aus den Landgerichten Werfen und Goldeck folgendes:

„Unter die Volksbelustigungen und öffentliche Spektakel zählen wir auch das Kühetreiben, wodurch der Heimzug des Alpenviehes vorgestellt und dabei mancher metaphorisch-satyrische Discurs in Reimen geführt wird. Erst neulich am St. Johannstage abends um 8 Uhr kam ein solcher Zug Kühtreiber im Markte an. Eine Schar der rüstigsten Bursche, deren Anzahl sich auf fünfzig belief, war es, wovon einige große aus Papier verfertigte Kühköpfe hatten, die von Innen mit Lampen beleuchtet waren, zwei saßen zu Pferde, wovon einer, der den Bauern vorstellte, ein wahres Pferd ritt, der andere aber, welcher die Rolle des Sohnes spielte, einen aus Papier verfertigten Schimmel hatte. Einige waren mit sogenannten Klöcken oder gegen 10 Ellen langen Hüterpeitschen versehen, womit sie klöckten (knallten); andere hatten große Alpen- oder Küheglocken; die übrigen waren mit großen Bergstöcken, Zaunstöcken und Pistolen auf jeden Fall bewaffnet und so zogen sie unter dem dumpfen Gehalle der Glocken und Lustgejauchze mit Trommeln und Pfeifen einher. Alles sieht einem solchen Zuge mit Vergnügen zu; man kommt mit Lichtern vor die Häuser und der Marktplatz wimmelt von Schauenden. Die sogenannten Kühtreiber machen einigemal Halt und die Bewaffneten schließen dann einen Kreis, in dessen Mitte die Hauptpersonen ihren Dialog beginnen, wovon jedes Wort eine satyrische Bedeutung hat und manche Rüge, manchen freien Wunsch enthält."

Über die Form des Dialoges erfahren wir aus der Goldecker Schilderung folgendes:

„Wenn sie bei einem Hause still halten, welches sie wässern nennen, so führt der Bauer mit dem Melker ein Gespräch, worin alles das, was in diesem Hause Unschickliches vorgegangen ist, mit einem plumpen Witz angebracht wird."

Hübner fährt dann an erster Stelle wieder fort: „Indessen herrscht doch Ordnung und Bescheidenheit unter diesen Leuten. Einer führt ge-

meiniglich das Kommando und es wird untereinander sorgfältig Achtung gegeben, daß keiner sich berauschet, verliert oder entdeckt. So sehr sich dieser Trupp vor Exzessen enthält, so tumultierend und ernsthaft würde es dann zugehen, wenn man diese Posse, welche zwar allerdings aus guten Gründen verboten ist, mit Strenge verhindern, oder einige arretieren wollte, ja dies würde ganz gewiß das Signal zu einem blutigen Gefechte sein."

Vergleichen wir vorstehende Schilderung, einer freilich gegenwärtig erloschenen Sitte, mit der Art und Weise wie z. B. heute gelegentlich noch der Alperer ausgeführt wird, so ist eine bedeutende Verflachung unverkennbar; es fehlt das dramatische Moment und daher ist es um so erklärlicher, wenn an dessen Stelle öfter Unfug und Ausschreitungen treten.

Die St. Michaeler Freyung.

Am 21. September des Jahres 1797 lachte ein freundlicher Herbsthimmel über den am steilen Berghang gelegenen Lungauer Markt St. Michael hernieder. Vor den Häusern zeigte sich schon in den frühesten Morgenstunden emsiges Treiben, denn heute sollte die Dult, der Hauptmarkt im Jahre, beginnen und vierzehn Tage dauern. Daher wimmelte es von Krämern und Handwerkern aus Tamsweg, Mauterndorf, Maria Pfarr und andern Orten des Gaues, auch aus dem nachbarlichen Steiermark, wie weither über den Tauern von Radstadt, St. Johann und Werfen waren die Fieranten gekommen, um auf langen Tischen ihren mannigfachen Kram auszulegen und Käufer anzulocken. Doch konnte das Geschäft erst beginnen, wenn in der üblichen, feierlichen Weise die Jahrmarktsfreyung verkündet wurde.

Nachdem der achte Glockenschlag vom Turm der Pfarrkirche verhallt war, hörte man das lärmende Gerassel der Trommeln vermischt mit den schrillen Tönen der Schwegelpfeife und ein eigentümlicher Zug näherte sich dem Marktplatze. Voran schritten zwei in lange Röcke gehüllte Nachtwächter, welche schwere Partisanen schulterten, in ihrer Mitte befand sich der Marktgerichtsdiener, der das Freyungszeichen trug. Dasselbe bestand aus einer Stange, von der ein hölzerner Arm, mit einem Schwert in der Faust, weggestreckt war. Auf diese folgte der ganze Magistrat nebst dem Marktschreiber in schwarzen, langen Radmänteln. Den Schluß bildeten

12 Männer in roter Uniform mit Seitengewehr und langer Muskete bewaffnet und von Trommlern und Pfeifern begleitet.

Auf dem Platz wurde nun von dem Marktschreiber bei präsentiertem Gewehr die Freyung laut verkündigt, das Freyungszeichen auf der Marktsäule befestigt und dann auf demselben Weg wieder abgegangen.

Zu gleicher Zeit läutete man mit der großen Glocke eine Stunde lang die Dult ein.

Der Aufzug der Halloren.

Bei festlichen Anlässen vereinigen sich heute noch in der alten Salzstadt Hallein die verschiedenen Körperschaften, die auf ein ebenso ehrwürdiges Alter als eine ehrenreiche Vergangenheit zurückblicken können, um den äußeren Glanz des Festes zu verherrlichen. Ein besonders abwechslungsreiches Bild boten diese Aufzüge in vergangenen Tagen. So schildert uns eine Handschrift aus dem Ende des 18. Jahrhunderts die Teilnahme bei der Grundsteinlegung des Pfannhauses „Kolloredo" am 7. Juli 1796 in folgender Weise.

Um 9 Uhr zog zuerst die Bürgergarde auf dem Pflegerplatze auf, voraus die bürgerliche Kavallerie in hellgrünen Röcken mit lichtroten Aufschlägen, roten Westen mit Silberborten, engen gelben Hosen, auf dem Hute weiß und rote Federbüschen, in Stiefeln mit Sporen. An diese schloß sich die Infanterie mit Fahne und Musik, sie war in Rock und Weste der Kavallerie gleich, nur hatte sie aufgestülpten Hut mit weiß und grünem Federbusch, schwarze kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Kaum hatte die Garde, die Muskete bei Fuß, Stellung genommen, trafen die Salzarbeiter ein, geführt von dem hochfürstlichen Gegenschreiber; es waren 110 Mann, die in sechs Gruppen geteilt, mit ihren Paradewerkzeugen aufmarschierten. Die erste Abteilung der Arbeiter waren die Pfannhauser mit Perrschaufeln, Krücken, Schapfen und Stößeln, alle Geräte rot und weiß bemalt, hierauf folgten die Küffer, dann die Pfieselknechte und Härltrager mit ihren Werkzeugen, an sie reihten sich die Kleizler mit Kletzhacken, die fünfte Gruppe bildeten die Zugleute und Wenter mit Beilen und Hacken, den Schluß machten die Schiffleute in roten Röcken, weißen Binden und mit Federn geschmückten grünen Mützen, sie trugen rot und weiß bemalte Seilruder.

Die letzten, welche einrückten, waren 100 Bergknappen vom Dürnberg; sie wurden befehligt durch den hochfürstlichen Gegenhandler.

An der Spitze der Knappschaft marschierte die Knappenmusik in weißleinernen Spensern und Pantalons mit Grubenleder, grünen Czakos mit Fangschnüren und gleichen Epauletten.

Diesen folgte der Obersteiger, an diesen schlossen sich zwei Zimmerleute mit gelben Schurzfellen und halbrunden Hacken. Dann trugen zwei Jungen die 2 Schuh hohe Figur eines Bergknappen, „das Bergmändl", andere mit dem Ingenieurtisch reihten sich an. Jetzt marschierte die Knappschaft reihenweise in ihrer Bergmannstracht auf. Diese bestand in weißleinernen Spensern und Beinkleidern, Grubenleder, schwarzfilzigem Kalpak, der mit dem Abzeichen des Bergarbeiters „Schlägel und Eisen" verziert war. Eisen, Schlägel oder Hauen trugen sie als Waffen. Die Fahne mit den Bildern Mariens, Ruperts und Virgils wurde von zwei Fahnenwächtern, in Bergmannstracht mit Hellebarden, begleitet.

Welch' großer Beliebtheit sich diese Aufzüge auch bei andern Anlässen erfreuten, davon gibt eine Notiz in Vierthalers „Wanderungen" Zeugnis, wo er schreibt:

„Seit Jahrhunderten sind bei den Halloren Feste und Spiele eingeführt, auf welche sie sich monatelang freuen und vorbereiten. Mehreremale im Laufe des Jahres werden öffentliche Aufzüge veranstaltet, wobei das „Räschgespiel" (Trommeln und Pfeifen) nicht fehlen darf. Alle sieben Jahre ziehen die Halloren der Hauptstadt zu und stellen daselbst ihre Gewandtheit in körperlichen Übungen zur Schau. Die Knappen führen den Schwert- und die Küfner den Reiftanz auf."

Tänze.

Dürnberger Knappen- oder Schwerttanz.

(Aus dem Musealbericht vom Jahre 1865.)

Im Jahresbericht des städt. Museums vom Jahre 1865 schilderte der k. k. Bergmeister J. Schiestl den Schwerttanz in seiner vollständigen Entwicklung und alle späteren Darstellungen beruhen auf dieser Quelle.

Der Verfasser schreibt:

„Der Dürnberger Knappen- oder Schwerttanz ist ein Tanz, welcher von den Knappen des Dürnberger Salzbergwerkes bei besonderen Festlichkeiten, wie z. B. beim Knappenjahrtage, bei Anwesenheit Allerhöchster und höchster Herrschaften, bei Volksfesten u. s. w. aufgeführt wird.

Dieser Tanz ist nichts weniger als ein kriegerischer Tanz, wie man seiner Benennung nach vermuten könnte; sondern er stellt Gruppen dar, welche Hauptmomente aus dem Knappenleben in der Grube und über Tags veranschaulichen, welche sich aus Rundtänzen bilden und sich wieder ohne Unterbrechung in dieselben auflösen. Die Verbindung der einzelnen Tänzer untereinander war ursprünglich mit den Arbeitszeugen, den sogenannten Häuereisen, hergestellt. Da die Handhabung dieses Werkzeuges aber unbequem gefunden worden sein mochte, wählte man statt desselben Schwerter, weshalb dieser Tanz ursprünglich Knappentanz, später aber Schwerttanz genannt wurde.

Dieser Tanz findet sich abgebildet auf der alten Knappenfahne, welche im Jahre 1750 vom Erzbischof Andreas Jakob Dietrichstein der Knappschaft gewidmet wurde. In dieser Abbildung führen die eine Hälfte der Tänzer das Häuereisen, die andere Hälfte Schwerter. Die Aufschrift auf der Rückseite der Fahne lautet:

„Nach achzig Jahren da ganz veralt
Mich wiederum in Neuer G'stalt
Für Seine treuen Salzwerks Leuth
Andreas giebt zur Gnaden Beuth."
1750.

Nach vorgefundenen Akten vom Jahre 1647 und 1587 wurde der Schwerttanz unter diesem Namen im Jahre 1586 in Gegenwart des Erzbischofes Georg von Kuenburg in Salzburg und im Jahre 1587 bei Gelegenheit des Einrittes des Erzbischofes Wolf Dietrich in die Stadt Hallein von 24 Bergknappen aufgeführt, von denen jeder zu diesem Behufe von der Pflege Hallein ein taffetnes Feldzeichen und eine weiße Feder auf das Bergkäppl erhielt, während der Fähnrich in weißen Doppeltaffet gekleidet war.

Da nun aber bei diesem Tanze ursprünglich Knappenwerkzeuge statt der Schwerter gebraucht wurden, so reicht dieser Knappentanz in noch viel frühere Zeiten als in das Jahr 1586 zurück und wird auch in dem Akte vom Jahre 1647 gemeldet, daß dieser Tanz, welcher vor undenklichen Jahren im Gebrauch gewesen, nachdem er 30 Jahre nicht mehr gehalten, im Jahre 1647 wieder eingeübt wurde.

Die Aufzählung der 16 Proben (Gruppen, Figuren), wie sie im Jahre 1647 nacheinander getanzt wurden, zeigt, daß dieser Tanz bis auf die Neuzeit nicht mehr in die ursprüngliche Form gelangte, sondern mannigfache Abänderungen und Kürzungen erlitt.

Die 16 Proben wurden im Jahre 1647 folgendermaßen aufgeführt:

1. Eintanzen.
2. Durchgehen.
3. Flechten.
4. Die Brücke.
5. Die Wehr unten und oben.
6. Das untere Kreuz.
7. Das Kreuz unt' und oben.
8. Das andere Kreuz.
9. Der Kasten.
10. Das Kreuz am Rücken.
11. Der Stern. Im Auf und Ab.
12. Zwei Bürsten.
13. Die Roste darauf der Fähnrich steht.
14. Ihrer sechs, das Nebenrädl.
15. Das obere Kreuz.
16. Das Wetzen.

Gegenwärtig wird der Tanz aufgeführt von 16 Knappen (mit einem Vortänzer an der Spitze) und den Sergeanten.

Sämtliche Tänzer sind in Berguniform und tragen: schwarze Bergmütze, weißen Bergkittel und weiße Hose, rote Feldbinde, Bergleder und Schwert.

Der Sergeant trägt eine breitere, rote, weiß eingefaßte Feldbinde und großen rot und weißen Federbusch. Die Musik bestand früher aus zwei Schwöglern und einem Trommler, wie dies das Bild der alten Bergfahne zeigt. Gegenwärtig spielt hiebei die gesamte Bergmusik.

Der Tanz wird stets bei einbrechender Dunkelheit unter Fackelbeleuchtung aufgeführt. Es wird hiezu im Freien ein eigenes Podium aufgeschlagen.

Nachdem die Tänzer unter Vortritt des Sergeanten, der die Bergfahne trägt, paarweise mit Musik und Fackelbeleuchtung aufrücken, bilden sie eine Front und salutieren mit den Schwertern. Dies wird genannt „Stellung und Reverenz".

Hierauf treten in Zwischenräumen je vier Mann hervor, avancieren das ganze Podium entlang und treten wieder rückwärts gehend, das Gesicht nach vorne, genau in die Front ein. (Fig. 1)

Diese Figur stellt vor das Aufrufen und Vortreten in der Anstaltstube, wo jedem vor der Schicht seine Arbeit angewiesen wird. Der

Sergeant, der nunmehr das Schwert führt, spricht in Stellung nun die Worte!

„Kaum tönt das letzte Anstaltswort
Aus unseres Steigers Munde,
So fahret jeder an seinen Ort
Der Quer nach und der Runde.“

Hierauf folgt ein Tanz, ähnlich demjenigen, welcher in dem jetzigen Cotillon die Chaine genannt wird, wodurch die Anfahrt in die Grube ausgedrückt wird. Die Chaine geht über in einen Rundtanz vor und zurück, wobei die Verbindung zwischen den einzelnen Tänzern mit dem Schwerte hergestellt wird. Aus diesem Rundtanz (Ronde) entwickelt sich

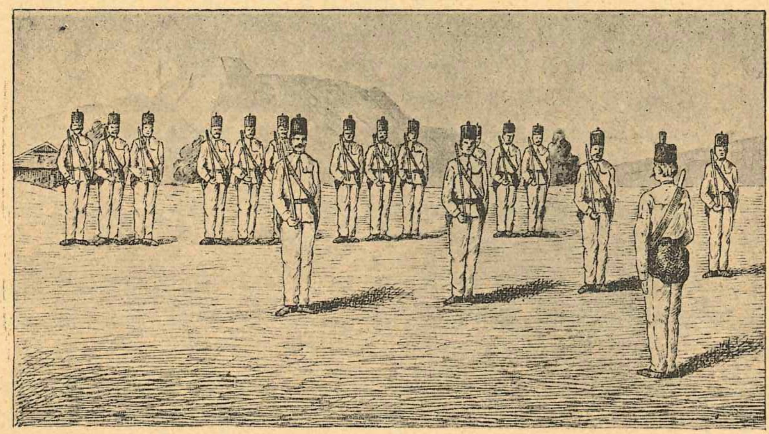


Fig. 1.

überhaupt jede folgende Gruppierung, welche sich wiederum in denselben auflöst.

Hierauf werden aus den gegen den Boden gehaltenen Schwertern die Querhölzer eines Trettenwerkes (Brücke genannt) (Fig. 2) gebildet, worauf der Sergeant in Stellung spricht:

Die Brücke ist erbaut,
Tanzt kühn auf ihrem Rücken,
Doch habet Acht und schaut,
Es darf kein Schritt mißglücken.

Es springt sodann von dem hintersten angefangen jeder über die einzelnen vor im liegenden Schwerter. Indem sich so diese Figur auflöset, wird nach der Ronde eine andere gewöhnliche Brücke gebildet. In

dieser Gruppe (Fig. 3) stehen die zwei Reihen der Tänzer mit dem Rücken einander gegenüber, ihre Schultern paarweise mit den Schwertern verbunden und stellen so das Bild einer Brücke dar. Diese Brücke löst

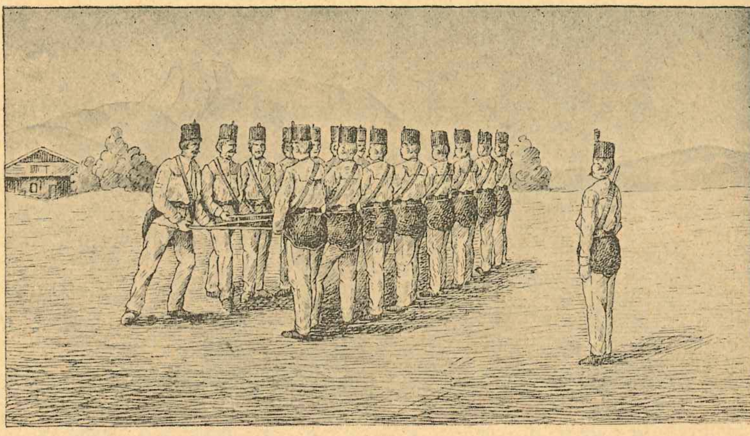


Fig. 2.

sich wieder auf und geht nach einer getanzten Ronde, in den Hauptstollen über (Fig. 4), welcher gebildet wird, indem sich die zwei Reihen Tänzer gegenüber stehen, auf einer Reihe jeder sein Schwert unter einem Winkel

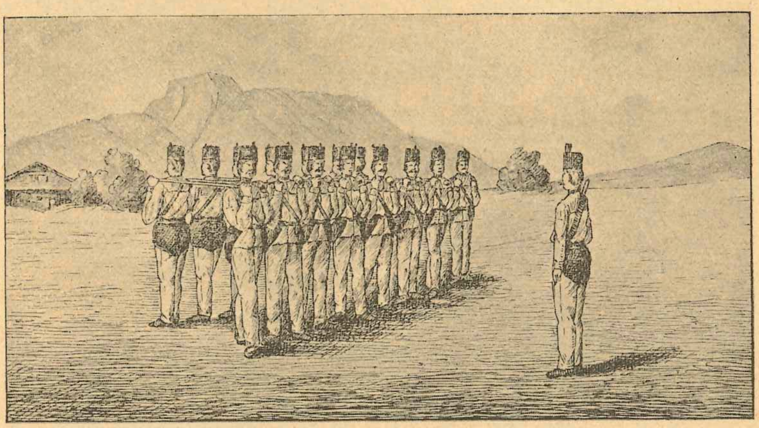


Fig. 3.

von 45° zirka gegen den gegenüberstehenden Tänzer zu in die Höhe hält; so daß derselbe die Spitze des Schwertes mit seiner Rechten erreichen kann, auf welche Art ein Stollen im Spitzbogenstyl dargestellt wird.

Von dem Hintersten angefangen, fahren nun sämtliche Tänzer durch diesen Stollen hindurch, der Sergeant voraus, auf welche Weise sich

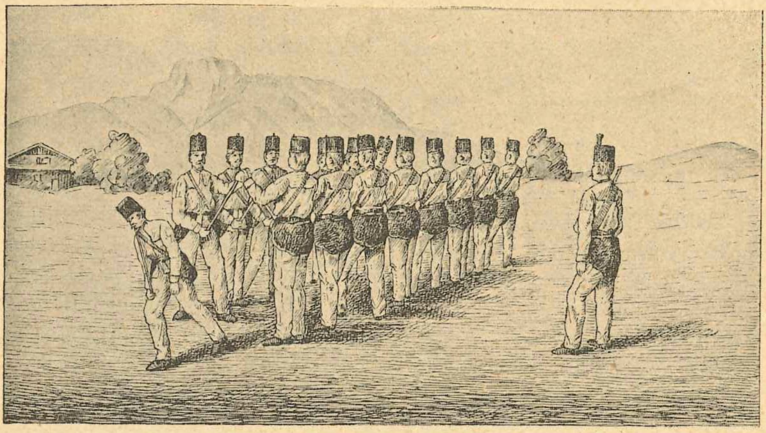


Fig. 4.

wieder diese Gruppe von selbst auflöset und die Ronde getanzt wird, welche in die Gruppe übergeht, die man die Stolle nennt (Fig. 5), wobei von den Tänzern eine Leiter so aufgestellt und gehalten wird, daß man

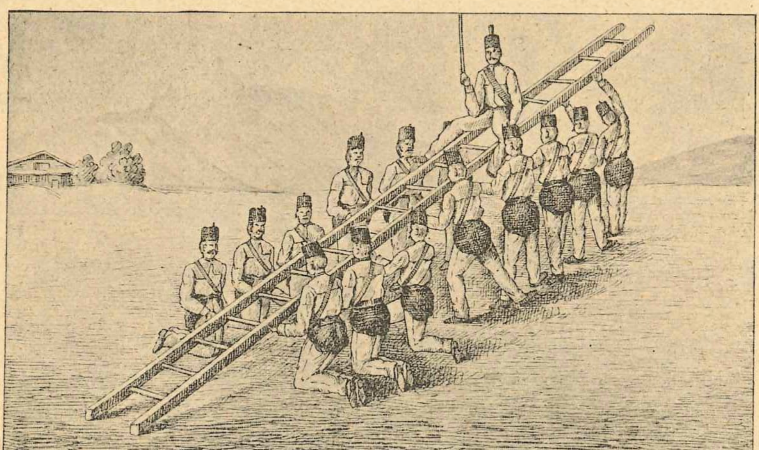


Fig. 5.

über dieselbe hinunter rutschen kann. Über diese Leiter steigt nun der Sergeant hinauf und oben angelangt spricht er aufrecht stehend:

„Mit mutiger Lust befährt
Der Bergmann diese Stolle,
Die Teufe ist bewährt,
Auf Schmund[1]) baut nur der Tolle.“

setzt sich dann auf die Stolle nieder und fährt lustig herunter.

Die Tänzer tanzen hierauf wieder die Ronde und formieren dann eine enggehaltene Gruppe, der „Steigkasten“ genannt (Fig. 6).

Den Kern dieser Gruppe bildet ein aus Schwertern geformter Steigkasten (Schacht), durch welchen man in der Grube ohne Bühnen und Leitern, die Füße nur in die Zimmerung einsetzend, bis in die Höhe von

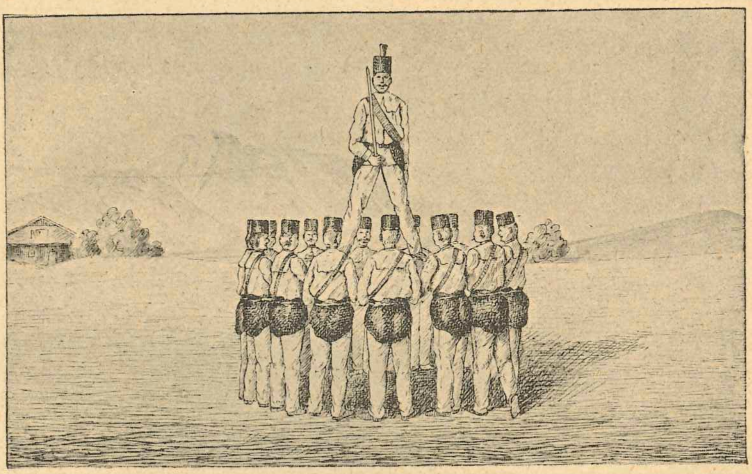


Fig. 6.

20 Klaftern in die Salzkammern fährt, um den Stand der Soole zu beobachten. Sobald dieser Schacht gebildet ist, steigt der Sergeant durch denselben, die Füße auf die Schwerter einsetzend, ähnlich wie in der Grube hinauf und zu oberst angelangt, ruft er sodann:

„Der Kasten ist erstiegen
Beim Wehrwerk will ich sehen
Wie drang die Wässer liegen
Und am Himmel[2]) stehen.“

Er fährt sodann den Schacht wieder herunter, der Steigkasten löset sich auf und geht mittelst der Ronde in eine weitere Gruppe über, das

[1]) lettiger, weicher Boden.
[2]) Decke einer Salzkammer.

Gerüst zu einem Haldensturz vorstellend. Zwölf Mann bilden die Grundloche und auf deren Rücken vier Mann die Pfeiler (Fig. 7).

Um auf den Rücken der Tänzer zu gelangen, dient ein Mann in Uniform ohne Feldbinde, der „Stock" genannt, als Schemmel, auf dessen Rücken sich die vier Mann oben auf die übrigen Tänzer hinaufschwingen, zu welchem Behufe sich der „Stock" auf vier verschiedenen Seiten auf den Boden kniet und mit seinem Rücken einen Schemmel bildet.

Hat sich der vierte Mann hinaufgeschwungen, so bekommt der Stock in seiner gebückten Stellung zur Ergötzung des Publikums von dem Sergeanten einen tüchtigen Klaps rückwärts auf, als Zeichen, daß seine Rolle zu Ende ist.



Fig. 7.

Ist diese Gruppe gebildet, so ruft der Sergeant in der Mitte derselben:

„Die Bürsten sind geschlagen,
Die Pfeiler sind gesetzt,
Mögen Stürme daran nagen
Der Haldensturz bleibt unverletzt."

Ist dies gesprochen, so springen die vier Mann herunter und die Gruppe löset sich wieder in eine Ronde auf, um eine neue Gruppe, den Berg, zu bilden (Fig. 8).

Es formieren die Tänzer mit ihren über den Köpfen wagrecht gehaltenen Schwertern ein Podium, welches der Sergeant, nachdem er das

Schwert mit der Bergfahne vertauschte, mittels des oben erwähnten „Stockes" besteigt.

Aufgepflanzt auf diesem Berg schwingt er nun die Fahne, indem gleichzeitig nun die ganze Gruppe von bengalischem Feuer beleuchtet wird und ruft:

„Der Freude höchster Jubel
Ertönt von diesem Stand,
Glück auf! Glück auf! Glück auf!
Den hohen Gönnern miteinand."

Die letzte Zeile wird nach Umständen geändert. Die eben beschriebene Gruppe ist von sehr feierlicher und imposanter Wirkung.

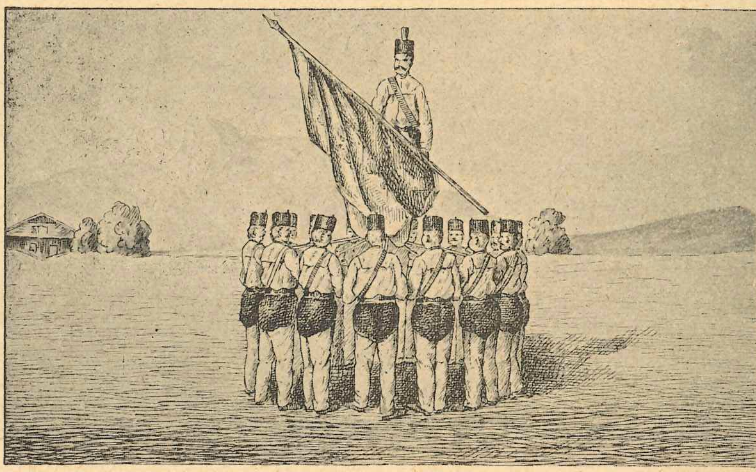


Fig. 8.

Während des Verlöschens des bengalischen Feuers hat der Sergeant bereits seinen hohen Standpunkt verlassen und es löset sich die Gruppe „der Berg" wieder in die Ronde auf, aus welcher sich zwei Tanzfiguren bilden, das sogenannte „Flechten", ein künstliches Verflechten der Schwerter unter sich und das sogenannte „Überspringen", wo jeder Tänzer über sein eigenes Schwert springt, ohne die Verbindung mit den übrigen Tänzern aufzuheben.

Aus dem darauf folgenden Rundtanze entwickelt sich die letzte Figur der „Schlangl"=(Schlangen=) Tanz, welcher die Ausfahrt aus dem Berge darstellt (Fig. 9), und welcher die Bühne derart belebt, daß man eine gewiß dreifache Anzahl der Tänzer vor sich zu sehen meint.

Aus diesem Tanze treten sämtliche Tänzer in die Fronte und beschließen diesen Knappen- oder Schwert-Tanz mit der „Stellung in Reverenz“ wie zu Anfang des Tanzes und ziehen mit klingendem Spiele unter Fackelbeleuchtung durch die dichte Volksmenge ab, unter welcher ein Hanswurst mit seiner Handspritze noch lustigen Spektakel verübt, welcher durch von anderen Schalken unter die Mädchen geworfene Feuerfrösche nicht wenig erhöht wird.

Und nun geht es beim Bergfeste wieder zu Musik und Tanz, nachdem dieser Schwerttanz das gesamte Publikum auf ein Stündchen ins Freie gelockt hat.“

Der Schwerttanz wurde auch zu Zeiten in Salzburg aufgeführt; so heißt es in einer Hofratsrechnung, daß 1688 den Knappen am Dürn-

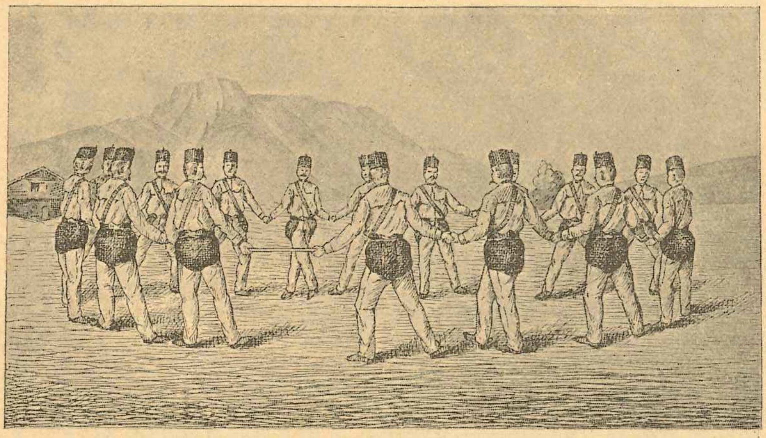


Fig. 9.

berg für den abgehaltenen Schwerttanz in der Fastnacht bei Hofe auf Befehl des Erzbischofes 12 Gulden ausbezahlt wurden.

H. F. Wagner schreibt: „In Zeiten, wo der Bergbau stille stand, zogen die Holzschnitzer und Krippelmacher umher, wandernde Knappen führten den Schwerttanz auf und zwar in der Stadt Salzburg und auch an anderen Orten, was ihnen 1750 wie vor Alters bewilligt wurde.“ Die letzte Aufführung fand im Jahre 1898 aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers statt.

Als der Goldbergbau in Gastein blühte, wurde auch von den dortigen Knappen der Schwerttanz aufgeführt. Dr. Muchar erzählt davon:

„Im Jahre 1591 waren 500 Knappen in der Gastein, Schreiber, Huttmänner, Knappen, Scheider, Hundsstoßer, Bergschmiede, Schmelzer,

Samer, in älteren Zeiten mag ihre Zahl wohl 1200 überschritten haben. Bei feierlichen Aufzügen der Knappenschaft bestanden ihre Kleider in Bundschuhen, grünen Strümpfen, roten Beinkleidern und nebst dem Bergleder in einem kurzen, weißen Bergkittel. Zu anderem Schaugepränge waren sie ordentlich uniformiert und bewaffnet. Nur bei den alle Jahre gewöhnlichen Festen der ganzen Knappenschaft, bei Familienfesten ihrer angesehenen und allverehrten Bergwerksherren oder wenn ein Landesfürst in das Gasteinertal kam, erschienen sie in Prunkkleidern, führten den uralten Schwerttanz auf, der sich in ihrer Gilde noch erhalten hat und tranken von ihrem Herrn oder dem Landesfürsten beschenkt, unter Trompeten- und Paukenschall auf das Wohl der anwesenden hohen Gäste und ihrer Gewerken."

Der Barfusstanz der Bäcker.

Das war eine sehr alte Sitte der Weißbäcker. Die Bäckerknechte führten in den ältesten Zeiten alljährlich am Faschingdienstag durch die Straßen der Stadt einen sogenannten Barfußtanz auf, wofür sie reichlich beschenkt wurden. In welcher Form aber der ausgeführt wurde, darüber ist nirgends mehr Aufschluß zu finden. Hübner schreibt nur davon: „Allein dieser kam schon 1445 ab und man ließ sich dafür am nämlichen Tage ein Amt von der Himmelfahrt Mariens mit der Orgel singen, wofür die Geistlichkeit gleich anfangs 9 Pfund Pfennige erhielt."

Der Reiftanz der Küffer.

Zu den Volksspielen der Halleiner, die sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hatten, gehörte der Reiftanz der Küffer. Diese Zunft war in Hallein ziemlich stark vertreten, weil in jener Zeit das Salz der dortigen Pfannhäuser in hölzernen Kuffen auf der Salzach verfrachtet wurde. Dieselbe hatte vom Fürsten das Vorrecht erhalten, alle sieben Jahre den Reiftanz in der Landeshauptstadt aufführen zu dürfen. Schon Wochen vorher waren die Küffer eifrig damit beschäftigt, den Tanz einzuüben, dessen Aufführung vom Vortänzer, der einen mit flatternden Bändern geschmückten Stock trug, geleitet wurde. Eine besondere Figur des Reigens war der Reifschwinger, der die schwierige Kunst verstand, einen Reifen, auf dessen inneren Kante ein volles Weinglas gestellt wurde, über den Kopf und durch die Füße hindurch zu schwingen, ohne dabei einen Tropfen zu verschütten; er war zugleich der Sprecher der Gesellschaft und brachte sein „Vivat" den hohen Gönnern, vor deren Häusern getanzt wurde. Die Tänzer traten paarweise auf, in den Händen trugen sie den

halbrunden Reifen, der mit dem dunklen Grün der Buchsstaude überzogen und mit vielen lebhaft gefärbten Bändern geziert war. Unter den Klängen der Musik bildeten sie im hüpfenden Tanze einen großen Achter, um sich dann in allerlei Lauben und Gänge umzuformen und schließlich aus dem verwirrenden Durcheinander stets wieder vereinigt zu finden. Es scheint, daß übrigens der Küffertanz auch nachts aufgeführt wurde, denn Hartmann berichtet, daß jeder Tänzer auf seiner Mütze eine Erhöhung und in dieser ein brennendes Licht hatte.

Der Hühnertanz.

Eine weitere volkstümliche Unterhaltung ist der Hühnertanz, der im ganzen flachen Lande gebräuchlich ist. Dieser wird abgehalten in dem Hause, wo sich eine Braut befindet und zwar meist an dem der Hochzeit vorangehenden Feiertag. Es finden sich dazu abends die verschiedenen jungen Freunde und Freundinnen der Braut und deren Angehörige in besseren Kleidern ein und unterhalten sich bei reichlicher Bewirtung größtenteils mit Tanz. Ist irgend ein launiger Spaßmacher dabei, so werden möglichst unsinnige Festreden gehalten und Trinksprüche ausgegebracht und öfters auch kleinere Pfänderspiele veranstaltet.

Der Name Hühnertanz mag vielleicht davon herrühren, daß es früher üblich war, der zukünftigen Bäuerin Hühner in die Stube laufen zu lassen, die von ihren Jugendfreundinnen mitgebracht wurden. Es war auch bei dieser Gelegenheit der „Handschlag“ gebräuchlich; dazu versammelten sich das Brautpaar, die Eltern desselben und die übrigen Verwandten, da wurden nun zuerst die näheren Bestimmungen getroffen und das Brautpaar mußte sich den „Handschlag“ geben.

Der Antheringer Schwerttanz.

In einer im Jahre 1854 erschienenen Beschreibung des Haunsberges, von dem damaligen Lehrer Paul Hall in St. Pankraz findet sich folgende interessante Notiz: „Zu den Belustigungen gehören das Scheibenschießen, Kegelspiel, Eisschießen und Wettlaufen, die gewöhnlich mit einem Tanz enden, während seit einigen Jahren schon die Sitte aufgegeben wurde, die Hochzeiten mit einer religiös affektierten Anrede des Prokurators zu beginnen und zu schließen, und ihren Leichenzügen Klägerweiber mit weißen Tüchern vermummt folgen zu lassen, was auch im untern Salzachtal üblich war, gleichwie die in der Gegend von Anthering eigentümliche Belustigung „der Schwerttanz“ und das Wettschiffen bei Trum und See-

ham allmählig von dem nun üblichen, geschmacklosen Tanze verdrängt wurde."

Verfolgt man die hier aufgedeckte Spur in Bezug auf den Schwerttanz[1]) in Anthering weiter, so muß man leider die Erfahrung machen, daß derselbe ganz und gar in Vergessenheit gekommen ist. Die alten Leute erinnern sich wohl, ihn in ihrer Jugend gesehen zu haben und glauben, daß er deshalb nicht mehr ausgeführt wurde, „weil die Leute keine Säbel mehr hatten". Es liegt hier die sicher nicht ungerechtfertigte Vermutung nahe, daß diese schöne Sitte einer Polizeimaßregel der Reaktionszeit zum Opfer gefallen sei, welch' letztere das Tragen der Waffen selbst beim harmlosen Spiele aufs strengste verpönte. Eine Bestätigung dieser Anschauung findet sich auch bei Quitzmann, wo er über den Braunauer Schwerttanz in nachstehender Weise schreibt: „Noch im 18. Jahrhundert zogen alle 8 Jahre die Braunauer nach München und pflegten vor den ansehnlichsten Häusern auf der Gasse mit entblößten Schwertern einen figürlichen, einfachen Tanz zu halten, welcher der Schwerttanz genannt wurde. Den Ursprung dieser Sitte weiß niemand; zweifelsohne aber wird sie dem Sicherheitsdrange des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen oder durch die politische Abtrennung des Innviertels von Bayern in Vergessenheit geraten sein."

Von den beim Schwerttanz gesprochenen Verbindungssprüchen[2]) zwischen den einzelnen Figuren, gelang es dem Verfasser nachstehende Bruchstücke zu erhalten; was dabei auspunktiert ist, dessen konnte sich die betreffende Person nicht mehr erinnern.

1.

Hinaus zum blut'gen Kampf, hinaus!
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten,
Da zieh'n wir noch vor's Vaterhaus,
Nicht ohne Abschied woll'n wir scheiden.
. . . .
. . . .

---

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Oberlehrer Fuchsreiter in Anthering.

[2]) Von besonderem Interesse ist, daß obige Bruchstücke der Dichtung der Befreiungskriege entlehnt zu sein scheinen, denn in Körners „Treuer Tod", in Arndts Liede „Wenn Fels und Eiche splittern", im „Grenadierlied" aus dem deutschen Liederhort von Erk und Böhme finden wir den gleichen Gedanken mit denselben oder wenigstens sehr ähnlichen Worten ausgedrückt. Nachdem die alte Frau, welche diese Fragmente dem Gewährsmanne des Verfassers mitteilte, wohl nicht die geringste Ahnung von den vorgenannten Dichtern hat, so dürften vielleicht diese Worte wohl nur unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse jener Zeit in das Volk gedrungen sein.

Und hab ich allen Lebewohl gebracht,
Geh ich zurück zu meinen Treuen.

. . . .

2.

1, 2 kommt all herbei!
2, 3 den Kopf nur frei!
3, 4 heraus mit dem Panier!
5, 6 . . . .
7, 8 daß niemand lacht!
8, 9 haut ihm ein's 'nein!
9, 10, das war schön!

3.

Auf, Brüder auf
Und schützt die Vatererde,
Ruft hinaus in's blut'ge Morgenrot:
Wenn Fels und Eiche splittern . .

. . . .

. . . .

4.

Steh'n wir im Feld, uns ist die Welt!
Kommen uns 2 und 3,
Haut uns der Säbel frei,
Schießt uns der 4. tot,
Tröst uns der liebe Gott.

. . . .

. . . .

5.

Was kann der stolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier,
Geh du ihm aber auf die Hauben
Und brich ihm seinen Hals dafür . . .

. . . .

Zu Haus besiegt uns auch der Wein,
. . . des Feindes Blut im Siege führen, . .
Wird wohl die beste Beute sein . . .

Über die einzelnen Figuren weiß man nicht mehr zu sagen, als daß das ganze eine Art Quadrille gewesen sei.

Der Polsterltanz.

Dieser Tanz wird zu zeiten fast in allen Teilen unseres Heimatlandes aufgeführt und zeichnet sich durch eine schalkhaft poetische Auffassung aus. Die Mädchen und Burschen bilden abwechslungsweise einen großen Kreis, sich dabei an den Händen fassend. Ein Bursche tritt, einen Polster schwingend, in die Mitte und singt unter Musikbegleitung:

Obers Kopf und unters Kopf
Laß i mei Polsterl flieg'n,
Und wer dies Polsterl haben will
Der muß a Busserl krieg'n.

Die Musik fällt mit einem Marsch ein und im schnellen Schritt, geht der ganze Kreis um den Burschen herum. Dieser stellt sich verlegen, wem er dem Polster geben will, hauptsächlich ist ihm dabei darum zu tun, seine Schöne zu necken. Schließlich legt er ihr den Polster zu Füßen, beide knien darauf nieder und küssen sich; während dieser Episode schweigt die Musik, um dann mit einem Walzer einzusetzen. Der Bursche hebt dann das Mädchen auf und tanzt einmal mit ihr im Kreise herum, dann tritt er selbst in die Reihe wieder ein und das Mädchen nimmt den Polster; während die Musik einen Marsch spielt, zieht der Kreis um dasselbe und in der vorigen Weise wiederholt sich der Reigen.

Der Bandltanz.

Der Bandltanz[1]) wurde seinerzeit im Gebirge hie und da aufgeführt, heute wird er noch beim Jahrtag der Vereinigten in Tamsweg in Verbindung mit dem Lungauer Reiftanz getanzt. Denselben tanzen gewöhnlich 8 Burschen und 8 Mädchen in der Volkstracht. Die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich im Kreise wechselweise und gegengleich auf. In der Mitte des Kreises wird der Baum aufgestellt und von mehreren Burschen während des Tanzes gehalten. Seine Spitze ziert ein grüner, buntgezierter Wipfel, unter diesen umschließt ein Kranz den Stamm, von welchem sehr lange, rote und weiße Bänder herablaufen. Die Mädchen nehmen die weißen Bänder in die rechte Hand, die Burschen die roten in die linke. Auf das Zeichen des Vortänzers fällt die Musik ein und die Paare beginnen am Orte den Wiegeschritt.

Auf ein abermaliges Zeichen beginnt der eigentliche Tanz, der in einem fortgesetzten Umkreisen besteht und zwar kreisen die Burschen nach

[1]) Nach gütiger Zusammenstellung des Herrn A. Neubauer, Vorstand der Alpinia.

außen, die Mädchen entgegengesetzt; dies wird so lange fortgetanzt, bis es nicht mehr möglich ist, den Baum weiter einzuflechten. Auf das Zeichen des Vortänzers wird nun Halt gemacht, hierauf folgt eine ganze Drehung der Paare, die Burschen nehmen jetzt das Band in die rechte, die Mädchen in die linke Hand und im entgegengesetzten Kreisen wird der Baum wieder ausgeflochten.

Darauf werden die Bänder zusammengeworfen und ein kleiner Walzer beschließt diesen anmutigen Tanz.

Der Lungauer Reiftanz.

Wie im benachbarten Steiermark so hat sich auch im Lungau als freundliche Erinnerung längstvergangener Tage der Reiftanz[1]) erhalten. Noch alljährlich beim Fastnachttreiben der „Vereinigten" wird er im Anschlusse an den Bändertanz auf dem öffentlichen Platze in Tamsweg aufgeführt und abends im Saale wiederholt. Denselben tanzen gewöhnlich acht Paare, Burschen und Mädchen sind dabei in die schmucke, ländliche Tracht des Gaues gekleidet.

Die Reifen selbst, aus gebogenem Haselholz, sind mit frischem Tannengrün und künstlichen Blumen geziert; während des Tanzes werden sie bei einzelnen Figuren abgelegt und dann wieder aufgenommen. Aus der folgenden Darstellung sind diese Momente ohnehin ersichtlich, um eigens wieder angeführt zu werden.

Der Reiftanz wird mit 4 und 4 Paaren getanzt, z. B. mit 8, 12, 16, 20 und soweiter, je 4 Paare bilden ein Rottenpaar, diese 4 einzelnen Paare werden in Nr. 1, 2, 3 und 4 eingeteilt; die Grundstellung ist, indem sich die einzelnen Paare nach ihren Nummern einzeln hintereinander aufstellen, so daß sie mit den Reifen einen Laubengang bilden. Die Mädchen halten den Reifen in der linken, die Burschen in der rechten Hand.

I. Figur: Laubengang. — Auf das Zeichen des Vortänzers tanzt das letzte Paar im Wechselschritt durch diesen Laubengang durch und stellt sich vorne wieder auf, ihm folgen hintereinander sämtliche Paare bis der Vortänzer als letzter an die Reihe kommt und sich als erster vorne wieder anschließt.

II. Figur: Einfacher Stern. — Bei dieser Figur wird mit je zwei Reifen ein Stern gebildet. Auf das gegebene Zeichen, worauf sämtliche Paare mit den Nummern 1 und 3 stehen bleiben, 2 und 4 aber unter

[1]) Der Reigen freundlichst zusammengestellt von Herrn Neubauer.

1 und 3 treten und auf diese Weise einen Stern bilden. Sind diese Sterne gebildet, so wird das Zeichen zum Rundtanz gegeben, worauf ein jeder einzelne Stern sich um seine eigene Achse dreht und zwar von links nach rechts. Auf ein abermaliges Zeichen drehen sich die Paare um und tanzen in entgegengesetzter Richtung.

III. Figur: Laubengang. — Die Auflösung geschieht auf ein abermaliges Zeichen, indem die Nummer 2 und 4 unter denen mit 1 und 3 heraustreten und auf diese Weise der Figur 1 angeführte Laubengang wieder hergestellt wird. Hierauf wird das oben angeführte Durchtanzen wiederholt.

IV. Figur: Doppel-Stern. — Der Doppel-Stern wird mit 4 Paaren ausgeführt; auf das gegebene Zeichen bleibt Nummer 1 stehen, 2 tritt unter 1, 3 unter 2, und 4 unter 3, nun erfolgt das unter Figur II angeführte Tour- und Contra-Tanzen, worauf

V. Figur: die Auflösung in den Laubengang Figur I erfolgt.

VI. Figur: Einfacher Reigen. — Der kleine Reigen wird aus je 2 Paaren gebildet. Auf das Zeichen treten die Paare Nummer 1 und 3 gegenüber den Paaren 2 und 4. Eins und zwei, sowie drei und vier reichen sich die Hände zu einem Reigen, worauf das in Figur II angeführte Tour- und Contra-Tanzen ausgeführt wird.

VII. Figur: Hierauf folgt die Auflösung in den Laubengang (Fig. I.)
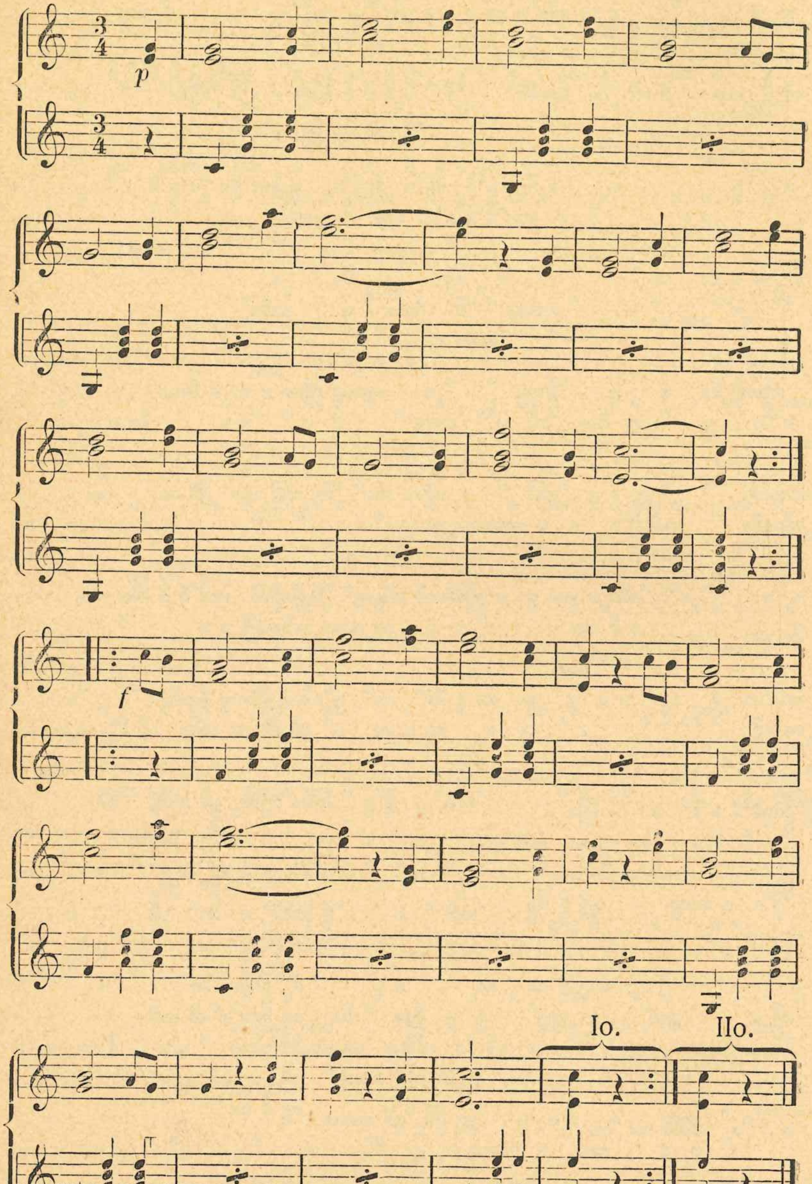
VIII. Figur: Großer Reigen. — Die Paare stellen sich nach dem Durchtanzen in entsprechender Entfernung auf, so daß sie einen Kreis bilden. Auf das Zeichen reichen sich die Paare die Hände, worauf das Tour- und Contra-Tanzen erfolgt. Nach dem Contra tritt der Vortänzer durch das letzte Paar und alle folgen ihm, ohne die Kette auszulassen. Hat sich das letzte Paar durchgedreht, wird das Tour und Contra getanzt.

IX. Figur: Einfach-Schön. — Die Paare stellen sich wie bei Figur VIII in entsprechender Entfernung in einem Kreise auf. Auf das Zeichen nehmen die Burschen die Reifen und treten gegenüber ihren Mädchen. Auf ein weiteres Zeichen treten die Burschen nach außen, die Mädchen nach innen und gehen einmal links, einmal rechts; wenn die Burschen wieder zu ihren Mädchen kommen wird Halt gemacht. Die Mädchen nehmen wieder die Reifen und wird gleich

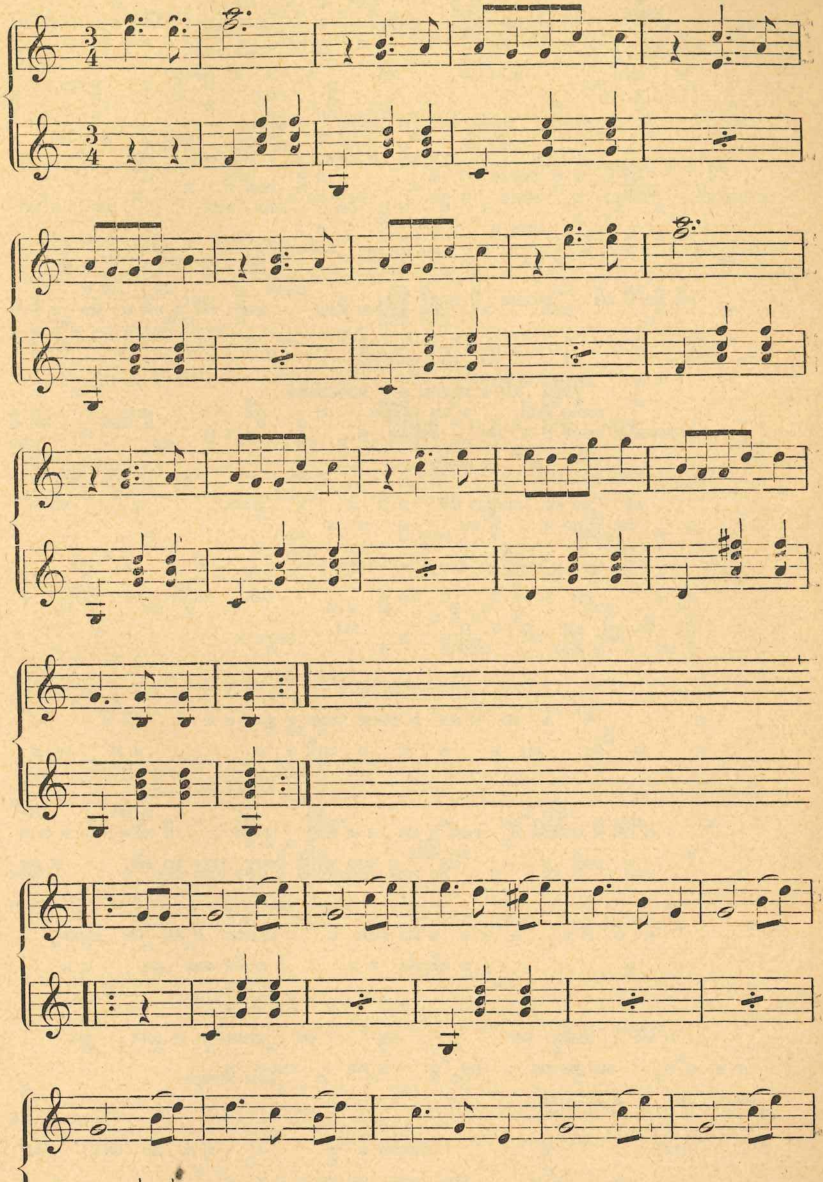
X. Figur: Doppel-Schön ausgeführt. Die Paare Nr. 1 und 3 stellen sich gegenüber den Paaren 2 und 4. Auf das Zeichen treten 1 und 3 nach auswärts, 2 und 3 nach innen, worauf dasselbe ausgeführt wird wie bei Einfach-Schön. Zum Schluß geschieht die Auflösung mit der

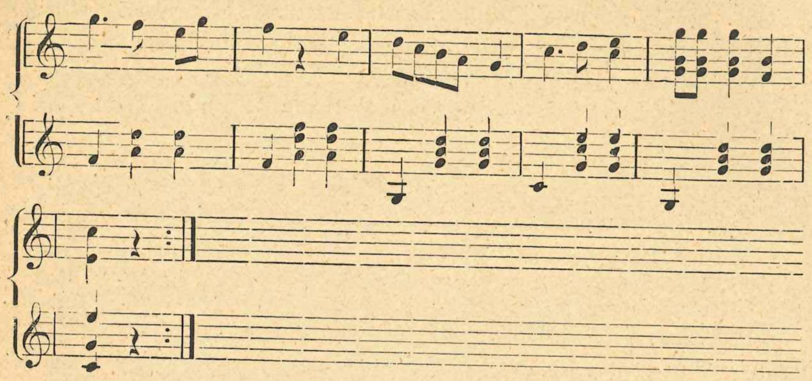
XI. Figur: Laubengang, worauf abgegangen wird.

Nr. 1 Lungauer Reiftanz.



Nr. 2





Der Pinzgauer Hexentanz.

Der Pinzgauer Hexentanz[1]) wird in der Gegend von Piesendorf, Stuhlfelden, Mittersill und salzachaufwärts bis Krimml getanzt. Man spielt hiezu mit der Zither oder auch nur mit der Mundharmonika irgend eine nicht zu schnelle Polka. Der Tanz selbst charakterisiert sich durch die Mimik, die er von den Tanzenden fordert, wobei Naivität und sehr urwüchsige Derbheit nicht fehlen, ja auch ein gewisser erotischer Anstrich, wie er der sinnlichen Veranlagung entspricht, kommt mit zum Ausdruck.

Die Figuren des Tanzes sind folgende:

Stellung: „Die Tanzenden stellen sich gegenüber auf".

Figur 1. Begrüßung. Der linke Fuß des Mädels und der rechte des Mannes wird gleichzeitig vorgestellt, die inneren Fußflächen berühren sich, dasselbe erfolgt dann gegengleich, rechter Fuß des Mädels, linker des Mannes und so wechselseitig dreimal hintereinander, die Fußbewegung stets gleichzeitig. Takt: 1 und 2 e, 3 e und 4. — Auf 4 Grundstellung, auf 5 gleichzeitig Schlag mit den Handflächen auf die Schenkel, auf 6 Händeklatschen, auf 7 das Paar schlägt gegenseitig die Hände zusammen, auf 8 Hände faßt und in den nächstfolgenden drei Taktzeiten werden drei Schritte nach links und dann drei Schritte nach rechts getanzt. Diese Figur wiederholt sich bei jeder der folgenden.

Figur 2. 1 Knieheben des Mädels links, des Buben rechts, 2 dasselbe gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundstellung. (Die Knie berühren sich wechselseitig und gleichzeitig.) Wiederholung der Figur 1.

---

[1]) Durch gütige Vermittlung des Herrn Lehrer Freudlsperger von Herrn Schulleiter Ensmann in Piesendorf.

Figur 3. Hände an die Hüften. 1 leichte halbe Drehung beider entgegengesetzt. Der linke Ellbogenknopf des Mädels stoßt an den rechten des Mannes. 2 Drehung entgegengesetzt, linker Ellbogen des Mannes an den rechten des Mädchens stoßend. 3 wie 1. 4 Grundstellung. — Wiederholung der Figur 1.

Figur 4. Necken. 1 der Bursch faßt mit der rechten Hand das linke Ohr des Mädels, dasselbe gleichzeitig mit der linken Hand das rechte Ohr des Burschen, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundstellung. — (Figur 1.)

5. Strafe. Auf 1 gibt sich das Paar gegenseitig einen Backenstreich, rechte Hand des Buben auf die linke Wange des Mädchens, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundstellung. (Figur 1.)

6. Abscheu. 1 gleichzeitige Spuckbewegung, er links hin, sie rechts, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundstellung. (Figur 1.)

7. Hohn. 1 Pfuibewegung, er links, sie rechts, 2 und 3 umgekehrt, 4 Grundstellung. (Figur 1.) Bei dieser Bewegung Finger an die Nase und Luftausstoß, verächtliche Miene. (Figur 1.)

8. Verzeihung. 1, 2, 3 friedfertiges, abwechselnd gleichzeitiges Händereichen, 4 Grundstellung. (Figur 1.)

9. Liebe. Umarmung Wang an Wange, 1 links, 2 rechts, 3 links, 4 Grundstellung (Figur 1.) — Sämtliche Bewegungen sind vollständig gleichzeitig auszuführen; gesungen oder gesprochen wird hiebei nichts.

Inhalts-Verzeichnis.